

# REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



38

- Mit Rezensionen zu Büchern von Peter Farn, Dieter Rieken
- Carter Jackson, John Christopher, Christian Günther
- Samuel R. Delany, Joanna Russ und zur Anthologie
- »Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« mit Storys
- südkoreanischer Autoren.

## Impressum

### REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin  
Ausgabe 38 – Mai 2024

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Pete Farn

Layout & Umschlaggestaltung:  
global:epropaganda

Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel  
Herstellung: Schaltdienst Lange oHG,  
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel  
Norderweg 31, 25887 Winnert  
[michael@haitel.de](mailto:michael@haitel.de)  
[www.pmachinery.de](http://www.pmachinery.de)  
[www.reisswolf-magazin.de](http://www.reisswolf-magazin.de)

ISSN: 2942-1837

ISBN: 978 3 95765 398 7

## Zur Sache

Servas.

Thomas Harbach hat nicht zu Unrecht kritisiert, dass im April 2024 kein »REISSWOLF« erschienen ist. Wer recht hat, hat recht. Zu entschuldigen ist das natürlich auch nicht. Nein, nicht die Kritik – sondern die Tatsache, dass da im April kein »REISSWOLF« ... ihr wisst schon.

Aber Zeit ist ein kostbares Gut, das oft rarer ist als jedes Edelmetall, als Glück und – in manchen Kreisen – Intelligenz. Und zwischen der Arbeit, die den Lebensunterhalt finanzieren soll, dem Verlag, der es immer noch nicht allein schafft, mich und die meinen zu ernähren, zwischen der (Für-)Sorge für die beiden Hunde (und inzwischen auch eine Katze), für die Schwiegermutter, die nun bei uns wohnt, und die Suche nach zwei neuen Autos (denn die vorhandenen haben sich innerhalb weniger Tage als wirtschaftliche Totalschäden entpuppt), zwischen all diesen Dingen findet sich manchmal einfach nicht die Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die sachgerecht als Hobby bezeichnet werden müssen.

Denn ein Hobby ist der »REISSWOLF«, wenn man es genau nimmt. Dieses kleine Reziemagazin ist – wie schon früher erwähnt – nicht als Profitobjekt geplant und vermutlich wird er das auch nie werden. Das ist gut so. Aber eben einfach eine Zeitfrage.

Michael Haitel  
Winnert, 04.05.2024



Pete Farn

### Planet der Navigatoren

AndroSF 179, p.machinery, Januar 2024,

Paperback, 144 Seiten

ISBN 978-3-95765-370-3

Ed ist ein kleiner Angestellter, der seit Jahrzehnten in derselben Firma sein Brot verdient. Aufgrund seiner Zurückhaltung hat man ihn schon ein paar Mal bei den Gehaltserhöhungen außen vor gelassen, doch ihm ist seine Ruhe wichtiger als die Karriere.

Mit noch rund zehn Jährchen bis zur Rente kümmert er sich um seine SF-Romane, seine DVD-Sammlung (natürlich SF) und seine Freunde – in der Reihenfolge.

Eines Tages klingelt es an der Tür. Ein Traum von Frau steht vor ihm und meint, sie suche genau ihn!

Nein, nicht falsch verstehen, sie ist nicht auf der Suche nach einem Bettpartner, sie arbeitet für eine unbekannte Firma aus Stuttgart, die ihm für zwei Stunden Film anschauen und dabei Messungen über sich ergehen lassen, gutes Geld bezahlen will.

Ed wundert sich, ist vorsichtig, aber probieren kann man den Nebenjob ja einmal – er nimmt am Samstagvormittag auf dem Fernsehsessel Platz – und hat danach einen Filmriss. Was in den zwei Stunden wirklich passiert ist, ahnt er nicht. Doch ihm und seinen Freunden kommen Zweifel, zumal sich ein Konkurrenzunternehmen auch noch bei ihm meldet. Das gibt es doch nicht, dass unabhängig voneinander gleich zwei Firmen wollen, dass er sich für gutes Geld Filme ansieht – was ist da los?

Mithilfe einer bewusstseinsverändernden Substanz – ja, man könnte auch Droge sagen – will er den Vorkommnissen auf die Spur kommen – und entdeckt weit mehr als geahnt, kommen seine Forscher doch nicht von hier ...

Was ist das für ein wohlthuend dünnes Büchlein, das uns p.machinery hier kredenzt?

Ein SF-Roman, der zunächst ganz im Hier und Jetzt fußt, dann aber schnell ins Fantastische abrutscht. Vergessen sie dabei die Orion, Enterprise oder den Todesstern, Farn erzählt eine weniger unrealistische Geschichte.

Sein Protagonist, dessen Ausgestaltung vielleicht vom Verfasser inspiriert

wurde, erweckt unwillkürlich unser Mitleid. Zu unbeholfen, zu träge, zu gutmütig agiert der Mann in den besten Jahren. Statt eines Draufgängers erwartet uns ein Couch-Potato, der die leere Pizza-Schachteln in seinem Wohnzimmer stapelt, der phlegmatisch und letztlich wenig erfolgreich sein Leben zu meistern sucht. Das hat für uns Leser hohen Wiedererkennungswert, zumal die entsprechenden Beschreibungen sich gewollt pointiert und selbstironisch lesen.

Als erfahrener SF-Freund hält der Plot aber keine wirklichen Überraschungen für uns in petto. Es wird bald deutlich, wohin die Reise gehen wird, wobei der Weg dorthin das Interessante ist. Hier reminisziert Farn viel und gerne in der guten alten Zeit der (eigenen) Jugend, widmet der Suche nach dem Sinn des Daseins einige Gedanken, ohne zu tief zu gehen. Im Vordergrund steht klar die Unterhaltung der Rezipienten. Die Dialoge sind manches Mal ein wenig zu ausufernd, ansonsten liest sich der Text auf einen Rutsch flüssig durch.

*(Carsten Kuhr)*

Carter Jackson (Andreas Kasprzak)

### DER GLÜCKSPILZ

Die UFO-Akten 4 (2021)

Bastei Lübbe, Köln, 2021, E-Book, 64 Seiten

ISBN 978-3-7517-2314-5

Februar: Edward »Eddie« Blundt schleppt sich mehr schlecht als recht als erfolgreicher Verkäufer bei Stringer's Autoservice über die Runden. Ein Ultimatum seines Chefs und die Demütigung durch seine



Frau, überhaupt der Blick auf sein gesamtes trostloses Leben, sind an diesem Tag Zuviel für ihn. Doch bevor er dem Elend ein Ende setzen kann, wird Eddie aus heiterem Himmel von einem Blitz getroffen.

Acht Monate später wird Cliff Conroy und Judy Davenport, die sich nach ihrem Ausflug in den Untergrund New Yorks (siehe »Die UFO-Akten (2021) 3«) noch immer im Big Apple befinden, ein Dossier über Eddie Blundt zugespielt, der sich von einem Tag auf den anderen vom bedauernden Loser zu König Midas verwandelt hat. Lotterien-, Los- und Casinogewinne helfen ihm dabei, in wenigen Monaten das größte Autohausimperium im Großraum New York aufzubauen. Von seinem neuen privaten Glück gar nicht zu reden. Der Erfolg bringt auch Neider hervor, die es sich nicht bieten lassen wollen, derart große Stücke von ihrem Kuchen ab-

zugeben. Eine Videoaufzeichnung zeigt ein Killerkommando, gegen das Blundt keine Chance haben sollte, er aber dank einer Verkettung unfassbarer Zufälle trotzdem als Sieger vom Platz geht. Anlass genug für Cliff und Judy, dem Selfmademan einen Besuch abzustatten.

Der mit Spannung erwartete erste neu geschriebene Roman der UFO-Akten hat eigentlich gar nichts mit UFOs oder Außerirdischen zu tun. Es wird auch nicht auf Krampf versucht, Blundts Glückssträhne hanebüchen zu erklären. Stattdessen konzentriert sich der Autor auf die Charaktere und die skurrilen Auswirkungen der anhaltenden Glückssträhne, denn das Glück des einen bedeutet fast zwangsläufig Pech für einen anderen. Obwohl Blundt in seinen beiden Inkarnationen nicht sympathisch wirkt, sind die Szenen mit ihm doch die unterhaltsamen Höhepunkte des Romans. Zuerst ist Blundt ein zum Fremdschämen rückgratloser Nobody, später ein selbstgefälliger Schmierlapen, dem sogar Judy nach und nach verfällt, was dann noch zum Zerwürfnis mit Cliff führt. So weckt »Der Glückspilz« das bisher vernachlässigte komödiantische Potenzial der Serie und bereichert die Abenteuer von Cliff und Judy um einen neuen Ton.

Für die Story dürfte die TV-Serie »Strange Luck – Dem Zufall auf der Spur« Pate gestanden haben, die im Kielwasser von »Akte X« produziert und in Deutschland, solange sie lief, im Doppelpack mit den Fällen von Mulder und Scully ausgestrahlt wurde.

*(Elmar Huber)*



John Christopher  
**DAS GEHEIMNIS DER DREIBEINIGEN MONSTER**  
 (The City of Gold and Lead, 1967)  
 Übersetzung: Wolfgang Schaller  
 Arena-Verlag Georg Popp, Würzburg, 1976,  
 Hardcover, 144 Seiten  
 ISBN: 3-401-03618-1

Außerirdische haben die Erde besetzt und die Menschen versklavt. Bei der Weihe – dem Erwachsenwerden – setzen die Außerirdischen den Menschen ein Metallgeflecht auf den Kopf, das keine aufrührerischen Gedanken gegen die neuen Herren mehr erlaubt.

Im ersten Band der Trilogie flieht der Erzähler aus England in die Alpen, wo sich eine Widerstandsgruppe aus Ungeweihten vor den Außerirdischen versteckt. Leider wissen die Menschen viel zu wenig von den Invasoren: nur dass sie regelmäßig Wettkämpfe veranstalten und die Sieger in ihre Städte bringen.

Der Erzähler und zwei weitere Jungen trainieren, um so in die Stadt der Dreibeiner zu gelangen. Dort sollen sie möglichst viel über die Fremden herausfinden und irgendwie fliehen.

Schon die Reise zu den Wettkämpfen gestaltet sich höchst problematisch. Die Jungs sollen in einem Flussboot die Strecke zurücklegen, doch der Erzähler wird in einem Dorf verhaftet, muss fliehen und sich ohne das Boot bis zur Wettkampfstätte durchschlagen. Siegen ist auch nicht einfach, doch der Erzähler schafft es und muss feststellen, dass die bisherigen Probleme verblassen im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die in der Stadt der Dreibeiner auf ihn warten.

Das Buch ist chronologisch linear in der Ich-Perspektive beschrieben. Die Ängste, Hoffnungen und Wünsche des Erzählers bekommt der Leser hautnah mit. Natürlich ist das Invasionszenario nicht gerade realitätsnah und auch alles andere als eine brandneue Idee. Die Faszination, die die Romanreihe entwickelt, entfaltet sich in erster Linie aus zwei Gründen.

Erstens werden viele glaubwürdige Details miteinander verwoben, die ein stimmiges Gesamtbild ergeben. Da passt einfach alles zusammen in dieser mittelalterlich anmutenden Welt, in der die Dreibeiner aufpassen, dass die Menschen zu kei-

ner Bedrohung mehr werden. Es ist übrigens auch kein Zufall, warum nur die Stärksten in die Stadt der Dreibeiner gelangen. Dort ist die Schwerkraft deutlich höher als sonst auf der Erde üblich.

Zweitens treibt die Dramaturgie in jedem Kapitel die Geschichte konsequent voran. Nie kommt Langeweile auf. Selbst in den etwas ruhigeren Phasen wird Spannung für den unweigerlichen Fortgang der Geschehnisse aufgebaut.

Und dazu kommt noch als i-Tüpfelchen, dass die Personen – allen voran der Erzähler – gut motiviert gemäß Ihren Überzeugungen und Zielen handeln. Das hört sich selbstverständlich an, ist es aber nicht. Gerade habe ich noch David Seinsche »Sternenfinsternis« gelesen – kein schlechter Roman. Aber im Kapitel »Ver-rat« ab Seite 148 wechselt die Hauptperson mal schnell die Seiten aufgrund von »tonnenweisen« Beweisen, wobei nicht klar ist, woher die kommen. Die Hauptperson fragt noch nicht mal nach ihrer Art und sie werden inhaltlich bis zum Schluss dem Leser nie bekannt gemacht. Derlei schwach motivierte Wendungen, die zudem absolut zentral für die Gesamthandlung sind, sucht man bei Christopher vergeblich.

Wie er ein Kapitel schreibt, das mitreißt, schauen wir uns einmal genauer ab Seite 31 an.

Der erste Satz lautet: *»Unsere Sorge war, schnell von der Stadt wegzukommen, bevor meine Flucht aus der Gefängnisgrube bemerkt wurde.«*

Die Hauptperson und sein Freund, genannt Bohnenstange, sind unter Druck (haben Sorgen), sie haben aber auch ein



klares Ziel (aus der Stadt wegkommen) und es hängt eine spannende Drohung im Raum (was Schreckliches passiert, wenn die Flucht bemerkt wird und sie aufgegriffen werden).

Besser kann man ein Kapitel kaum beginnen. (Nur Germanistinnen stören sich am Passiv.)

Die Rettung aus der Grube war keine Selbstverständlichkeit, wie man kurz darauf erfährt. Dazu hatte Bohnenstange eine schwere Entscheidung zu fällen: Sollte er dem Erwachsenen gehorchen oder doch den Erzähler retten? Letzteres gefährdet das Gesamtziel ihrer ganzen Unternehmung (die Teilnahme am Wettkampf, die Rettung der Menschheit)! Die Freundschaft besiegt das Pflichtgefühl. Das bleibt aber nicht ohne Konsequenzen – die beiden sind nun auf sich alleine gestellt. Hier wird also sehr gekonnt die Charakterentwicklung vorangetrieben (die Freundschaft bewiesen), an das Hauptziel erinnert, das nun in Gefahr ist, und es findet eine Eskalation statt (Verschlechterung der Lage für die Protagonisten). Und alles passt plausibel zusammen – eine wichtige Entscheidung hat schlimme, logische Folgen.

Dann kommt der Kampf gegen die Natur: »*die Sonne brannte*« ... »*unsere Kleidung dampfte*«. Es wird nicht nur gesagt, dass sie Hunger haben. Sie treiben eine Kuh in die Ecke eines Zaunes, kriegen aber nur ein paar Tropfen aus ihr rausgemolken. Sie stehlen Rüben, auf denen sie lange rumkauen. Die sind klein und bitter.

Bald erkennen die beiden: Zu Fuß sind sie viel zu langsam. Sie können so nicht rechtzeitig die Wettkämpfe erreichen. In

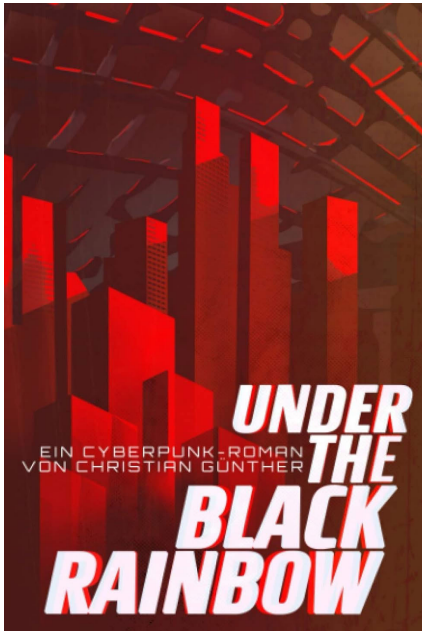
ihrer Verzweiflung suchen sie nach einer Lösung. Sicher ist die Idee, ein Floß zu bauen, nicht gerade vom Schlage einer Relativitätstheorie. Aber es ist stimmig und als Leser will ich natürlich Hauptpersonen haben, die aktiv mit Plänen und Umsetzung derselben an der Verbesserung ihrer Situation arbeiten. Die beiden kriegen tatsächlich ein Floß zusammen geschustert, auf dem sie schneller den Fluss hinunter treiben.

Das Kapitel endet mit einem Knaller. Ein dreibeiniges Metallmonster taucht auf und zerschlägt ihr instabiles Gefährt mitten auf dem breiten Fluss. Und es wird die Frage in den Raum gestellt, ob die Monster vom Plan, sie auszuspionieren, erfahren haben und nun alles aus ist. Wow! Was für ein Kapitelende!

Diese Art von Action bekommt gewiss nie den Literaturnobelpreis, ist aber genau das, was mich als Jugendlicher fasziniert hat – und es heute Jahrzehnte später noch immer tut. Auch andere teilen diese Meinung: Nachdem der Brite Christopher Samuel Youd unter dem Namen »John Christopher« die Tripoden-Trilogie 1967–68 veröffentlicht hatte, verfilmte die BBC die Bücher aufgrund des großen Erfolgs 1984–85.

Fazit: lesenswert für alle, die älteren Büchern eine Chance geben und Unterhaltung suchen.

(Jörg Hugger)



Christian Günther

**UNDER THE BLACK RAINBOW**

Neon Samurai I

Books on Demand (2019)

Taschenbuch, 216 Seiten

ISBN: 978-3750405424

2069: Weite Teile Europas sind verseucht, ein Leben auf dem Land nahezu unmöglich. Flüchtlinge drängen in die Randgebiete der großen Städte, die versuchen, sich abzuschotten. Chill ist in der »Zone« vor Hamburg gestrandet und sucht nach einem Weg, die Elbe zu überqueren und in den besseren Teil der Stadt zu gelangen. Der alte Josef hilft ihm dabei, auf ein Boot zu kommen, und gibt ihm ein Päckchen für Freunde mit. Chill ahnt nicht, dass ihn auf der anderen Seite noch größeres Chaos er-

wartet. Währenddessen geraten die Grubensurfer Jed und Deke nach einem Kampf an zwielichtige Ärzte. Und Chipdealerin Alya hat alle Mühe, die Medikamente für ihren Mitbewohner Hamlin zu bezahlen. Er leidet unter dem Information-Overdose-Syndrom, das seine Hackerkarriere beendet hat. Doch als die Elektrik überall in der Stadt verrücktspielt und Giftwolken über der Zone aufziehen, werden seine Fähigkeiten dringend gebraucht ...

Bei »Under the Black Rainbow« handelt es sich um den 2003 erschienenen Debütroman von Christian Günther, der in seinen letzten Romanen die düstere Fantasywelt FAAR geschaffen hat. Nun kehrt er in die Science-Fiction zurück und hat seinen Erstling nochmals überarbeitet, sodass dieser nun den Einstieg in die geplante »Neon Samurai«-Reihe bildet, die neben einer überarbeiteten Ausgabe von »Rost« zwei weitere, neue Romane sowie eine Kurzgeschichtensammlung umfassen soll. Die Handlung von »Under the Black Rainbow« hat sich nur in Details verändert, die ahnen lassen, in welche Richtung sich »Neon Samurai« entwickeln soll. Wichtigstes neues Element ist der KI-Staat Lucas Prime, über den man hier noch sehr wenig erfährt. Gerade genug, um Lust auf mehr zu bekommen.

Die Stärke von »Under the Black Rainbow« ist nach wie vor das deutsche Setting, das Christian Günther unheimlich atmosphärisch umsetzt. Die Nordsee ist eine verseuchte Suppe, aus der sogenannte Strandläufer versuchen, wertvolle Metalle und Chemikalien herauszufiltern. Die Zone vor Hamburg bildet ein gigantisches, heruntergekommenes Armenviertel, wäh-



rend die Architektur der Stadt zu einem Labyrinth verwuchert ist. Die Ästhetik dieser dreckigen, finsternen Zukunft erinnert an Cyberpunk-Filme wie »Johnny Mnemonic« oder auch »Ghost in the Shell«, wo die Städte ein Chaos aus Beton, Kabeln, Satellitenschüsseln, Müll und improvisierten Hütten bilden. Besonders beklemmend ist das nie vollendete, zerfallende Gerüst der Klimakuppel, die wie ein schwarzer Regenbogen über Hamburg hängt.

Christian Günther schreibt nah an seinen Charakteren, die um ein besseres Leben kämpfen, aber immer wieder an der kaputten Gesellschaft scheitern. Chill ist noch ein Teenager und stets auf der Flucht, sogar als er endlich die schönere Seite Hamburgs erreicht. Alya hat sich in der Illegalität ein kleines Geschäft aufgebaut, das von der Flut davongespült wurde, nun fängt sie bei Hacker Hamlin wieder mal von vorne an. Jed und Deke hingegen suchen in den Gruben nach Ruhm und stecken bald knietief in der Scheiße. Wieder ist es der alte Josef, der hilft, doch nicht ohne Gegenleistung. Bei Chill, Jed und Deke realisiert man gar nicht, wie jung sie eigentlich noch sind, so hart und verbittert wirken sie. Und dann ist da noch Saviour Machine, ein predigender Android, bei dem man nicht weiß, ob er wahnsinnig oder einfach defekt ist.

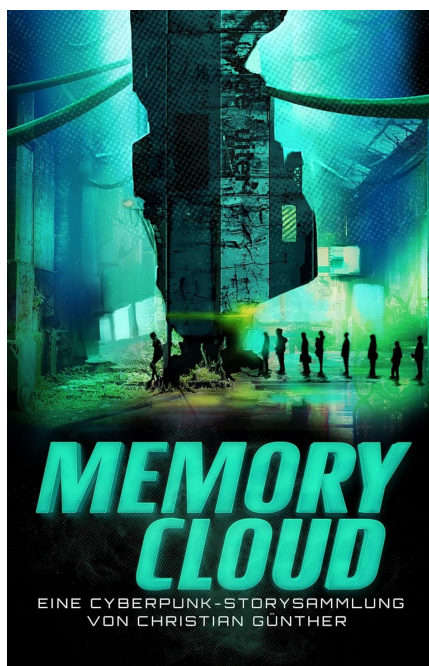
Die kleinen Änderungen lassen die Handlung insgesamt stimmiger erscheinen, dennoch leidet der Roman nach wie vor unter seiner Kürze. Insbesondere Jed und Deke kommen zu kurz, aber auch Alya verblasst zu sehr neben dem kranken Hamlin. Für die Neuauflage hätte man sich ein

paar zusätzliche Kapitel gewünscht, die das Setting noch weiter ausbauen und den Charakteren mehr Raum geben. Denn auch wenn der Roman seine Schwächen hat und diverse Genreklischees enthält, so hat er auch die Kraft, seine Bilder ins Gedächtnis der Leser zu brennen. Und manchmal sind es auch gerade die Klischees, die schön »old school« überkommen und den Lesespaß steigern. Genretypisch erwartet die Leserschaft im Cyberspace eine Revolution, wobei der Autor auf eine Visualisierung ähnlich wie in »Matrix« mit mehr oder weniger realistisch anmutenden, virtuellen Umgebungen setzt.

In der Neuauflage verzichtet der Autor auf die Songtextzitate vor jedem Kapitel, dafür wurden die Kapitelanfänge grafisch aufgewertet. Zudem kommt man wieder in den Genuss der lyrischen Einschübe der Originalausgabe (mit Ausnahme eines Werkes, das fehlt). Auf die farbigen Illustrationen muss man leider verzichten. Hier lohnt sich ein Blick auf die Website des Autors [www.cyberpunk.de](http://www.cyberpunk.de) oder auch in den PHANTAST #14 »Cyberpunk«.

Fazit: »Under the Black Rainbow« bleibt ein brutal atmosphärischer Roman, der nun den Auftakt zur SF-Reihe »Neon Samurai« bildet. Die kleinen Änderungen lassen erahnen, wo die Reise hingeht, doch nach wie vor lässt sich die Geschichte auch einzeln lesen und fasziniert insbesondere mit dem düsteren Setting im zukünftigen Hamburg, wo jeder auf einen Platz im Neonschein hofft und die meisten an der bitteren Realität zerbrechen.

*(Judith Madera)*



Christian Günther

## MEMORY CLOUD

Neon Samurai III

Books on Demand (August 2023)

Taschenbuch, 228 Seiten

ISBN: 978-3757829698

Als 2003 die Erstausgabe von »Under the Black Rainbow« erschien, war noch nicht abzusehen, dass der Roman einmal Grundlage für eine Cyberpunk-Reihe wird. Nachdem Christian Günther zwischenzeitlich düstere Fantasy mit Horrorelementen geschrieben hat, widmet er sich inzwischen wieder der Science-Fiction und hat »Under the Black Rainbow« als ersten Band der »Neon Samurai«-Reihe neu aufgelegt. Auch der zweite Band, »Rost«, ist

bereits in einer überarbeiteten Version erhältlich. Als dritter Band ist nun »Memory Cloud« erschienen – kein Roman, sondern eine Kurzgeschichtensammlung, in der ältere Veröffentlichungen aus Anthologien und Magazinen sowie neue Geschichten Einblicke in die Welt von »Neon Samurai« geben. Im Vorwort erklärt Christian Günther, wie die Reihe entstanden ist. Zusätzlich ist den Geschichten eine zweiseitige Timeline vorangestellt, die einen groben Überblick über die Ereignisse gibt, die die Welt von »Neon Samurai« geprägt haben.

Die Klimakrise, Umweltzerstörung und Kriege haben die Welt stark verändert. Städte und Länder liegen in Trümmern. Die Reichen leben in irrsinnigem Überfluss, die Armen in zerfallenden Stadtteilen unter dem Gesetz der Straße. Das Internet, wie wir es kennen, gibt es nicht mehr. Es wurde durch neue, abgeschottete Netzwerke ersetzt. Europa ist zur Festung ausgebaut, an deren Mauern menschliche Schicksale zerschellen. Künstliche Intelligenzen haben einen eigenen Staat errichtet, der sich überall auf der Welt als Wohltäter inszeniert und sogenannte MINDs betreibt, die Nahrung und Medikamente bereitstellen. Doch den KIs fehlt die Menschlichkeit und statt Hoffnung verbreiten sie oft Grauen.

Die Protagonisten sind überwiegend die Verlierer der Zukunft. Menschen ohne Ressourcen, die versuchen, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Zu überleben. Sie sind der Zerstörung, die andere anrichten, ausgeliefert, und treffen oft fatale und dabei menschliche Entscheidungen. Sie werden ausgebeutet und kämpfen für einen Rest an Würde, trotzten Extremwetter und

Überschwemmungen. Sie leben überwiegend in urbanen Dschungeln, sind abhängig von den Zuwendungen des KI-Staats, oder schlagen sich sprichwörtlich selbst durch. Es gibt viele sympathische Figuren, die sich ihre Menschlichkeit in einer unmenschlichen Welt bewahrt haben. Menschen, die einander helfen und unerwartete Bündnisse eingehen. Daneben gibt es Egoisten, Influencer, Gewalttäter und Mörder. Die Mehrheit sind Männer im mittleren Alter, Softwaretester, Soldaten, Terroristen. Daneben gibt es einige Frauen, zu oft in Nebenrollen, sowie Kinder und Jugendliche, die sich teils erschreckend gut an ihre unerträglichen Lebensverhältnisse angepasst haben. Was fehlt, sind queere Identitäten, auch wenn teils Geschlechterstereotype aufgebrochen werden.

Ein übergeordnetes Thema der Geschichtensammlung ist die Interaktion von Mensch und Technologie sowie deren Verschmelzung. Die älteren Texte wurden leicht überarbeitet, insbesondere in Hinblick auf den KI-Staat Lucas Prime, der oft nur ein Schatten im Hintergrund ist. Eine neue Welt, die viel verspricht, doch auch Ängste auslöst – zu Recht. Die Geschichten teilen sich eine Welt, eine finstere Zukunftsvision, in der der Cyberpunk endzeitliche Züge annimmt. Es ist spannend, die Verbindungen zwischen den Geschichten zu entdecken. Die älteren Texte haben alle das dreckige Cyberpunk-Feeling, sie enthalten Klischees, die Genrefans jedoch gefallen. Sie sind düster, brutal, technisch und neonbunt. Die neueren Texte sind schmuckloser und haben mehr Tiefe, die Figuren sind nahbarer und facettenreicher. Allen Texten gemein ist die dichte

Atmosphäre, die den Stil von Christian Günther auszeichnet. Man merkt, dass er auch Illustrator und Künstler ist, denn die Texte lesen sich, als würde er mit Worten finstere Cyberpunkbilder mit Neonsprenkeln malen.

Die Qualität der Texte ist nahezu durchgängig hoch und auch wenn sie sich eine Welt teilen, sind sie thematisch sehr unterschiedlich und einzeln lesbar. Viele der Geschichten spielen in (Nord-) Deutschland, einige jedoch auch in anderen Staaten wie Marokko oder dem im Meer versinkenden Inselstaat Tuvalu. Dem Autor reichen wenige Sätze, um seine Leserschaft ans andere Ende der Welt zu versetzen und sie völlig in den Alltag der Figuren eintauchen zu lassen. Auf wenigen Seiten entfalten sich Schicksale, die berühren, nachdenklich stimmen oder auch verstören. Dabei kommt insbesondere der Einfluss der Welt, ihrer destruktiven Strukturen und der Technologie auf die Individuen zum Tragen. Die Menschen hier sind in einer Welt der gescheiterten Migrationspolitik und der kapitalistischen Ausbeutung aufgewachsen. Die Reichen haben sich abgeschottet, verteidigen ihre Glitzerwelt mit Privatarmeen. Die Armen schlagen sich von Tag zu Tag durch, sind gezwungen, illegale und/oder gesundheitsschädliche Jobs anzunehmen oder organisieren sich in toxischen Gangs. Viele von ihnen scheitern, nur wenige Geschichten haben so etwas wie ein Happy End. Die Menschen, die einander helfen, die zusammenarbeiten, stehen trotz aller Widrigkeiten am besten da.

Jede Geschichte beginnt mit einer illustrierten Doppelseite, die leider nur

schwarz/weiß gedruckt sind. Doch auch ohne Farbe entfalten die Illustrationen ihre Wirkung, sind dadurch noch düsterer und passen gut zu den jeweiligen Geschichten – auf die im Folgenden jeweils kurz eingegangen wird:

In der ersten Geschichte, »Debugging« (erstmal erschienen 2003), geht es um einen Softwaretester, der mit unfertigen VR-Szenarien arbeitet. Diese Tests sind illegal, da die unfertigen Programme zu schweren Hirnschäden führen können. Doch Protagonist Sol ist arm und die Tests eröffnen ihm immerhin die Möglichkeit, seinem tristen Alltag zu entkommen. Sein neuestes Testprogramm hat einen unerwarteten, spektakulären Effekt – und das Wissen darum wird zur Bedrohung für Sol. »Debugging« ist Cyberpunk pur, die perfekte Symbiose von Hightech und Low-life.

»Dreistern Blau« (erstmal erschienen 2008 in »Nova« #8) zeigt eine verstörende Szene in einem Grenzbunker. Soldaten entdecken Flüchtlinge und bringen sie zum Bunker, versorgen die ausgemergelten Menschen notdürftig und warten auf weitere Befehle. Als diese kommen, trifft Protagonist Amir eine schreckliche und zugleich menschliche Entscheidung. Ein kurzer Text, der einen angewidert schauern lässt und eindrucksvoll zeigt, wie Entmenschlichung zu Verrohung und Gewalt eskaliert.

Die Titelstory »Memory Cloud« (2023) gehört zu den neuen Texten in dieser Sammlung und erzählt von einer bizarren Gameshow im Setting eines heruntergekommenen Vergnügungsparks, einem Nachbau Venedigs. Protagonistin Leona,

eine Art Realitystar und Influencerin, wird von umgebauten Androiden, die einst Menschen unterhalten haben, durch den Park gehetzt. Das Ganze artet in eine völlig abstruse und geschmacklose Show aus, die Leona zutiefst erschüttert und die Zuschauer ratlos zurücklässt. Christian Günther zeigt in diesem bizarren Setting die Grenzen und Gefahren von künstlicher Intelligenz, der letztlich das Menschliche fehlt.

»Perimeter« (2023) handelt von Menschen, die sich im KI-Staat Lucas Prime in einem Höhlendorf verstecken. Sie leben von dem, was die riesigen Erntemaschinen achtlos auf den Feldern liegen lassen und schützen sich mithilfe des titelgebenden Perimeters vor Entdeckung. Sie wollen nicht zu modernen Arbeitssklaven der KIs werden, die die menschlichen Arbeiter zwar versorgen, sie jedoch wie Maschinen behandeln und damit entmenschlichen. Lieber leben sie in ärmlichen Verhältnissen, jedoch selbstbestimmt. Doch es kommt, wie befürchtet: Der KI-Staat entdeckt die Abtrünnigen. Bis zu dieser Geschichte haben die Leser nur wenige Blicke auf die Androiden des KI-Staats erhascht und eine MIND besucht. Hier erhält man nun Einblicke in die Abgründe von Lucas Prime und erlebt zugleich, was Menschen alles auf sich nehmen, um ihre Freiheit zu bewahren.

*»Die Städte seien graue und gesichtslose Orte geworden. Einförmige Gebäude reihten sich zu langen, farblosen Straßenzügen aneinander. Die Maschinen sorgten dafür, dass die Menschen überleben, aber sie erlauben ihnen nicht, eigene Entscheidungen zu treffen.« (Seite 81)*

»Die letzte Ernte« (2023) führt uns zurück nach Norddeutschland, wo Bauer Dürer stur seinen Hof weiterführt, auch wenn die Ernten wegen der Klimakrise immer dürrtiger ausfallen. Die Höfe der Nachbarn sind längst aufgegeben, ihre Felder überdüngt und tot. Nun kündigt sich ein verheerender Sturm an und Dürer will seine Ernte einfahren, bevor alles vernichtet wird. »Die letzte Ernte« widmet sich den dramatischen Folgen der Klimakrise und erzählt von einem Menschen, der nicht aufgeben will und an seinem alten Leben festhält. Auf wenigen Seiten wird aus dem engstirnigen Dürer ein facettenreicher Charakter, dessen Beweggründe absolut nachvollziehbar sind und der Einsicht zeigt. Hinzu kommen zwei einprägsame Nebenfiguren und die Erkenntnis, wie wichtig es ist, nicht allein zu sein.

In »Einhundert Worte für Tod« (erstmalig erschienen 2011 in der Anthologie »Emotio«) sehen wir zunächst die schillernde Welt der Reichen in Gestalt eines Luxushotels, in dem sich zwei Terroristen vor den Konsequenzen ihrer Handlungen verstecken. Ein Frachtschiff hat die vordere Häuserfront der Hafencity von Hamburg zerstört – und eine tödliche Fracht mitgebracht. Ein Nanovirus mit verheerenden Auswirkungen. Protagonist Seven wundert sich, warum seine Partnerin eine Waffe unter ihrem Kopfkissen versteckt, und der Grund ist ein Alptrauumszenario für ihn. Christian Günther erzählt hier eine cyberpunkige Mafiastory inklusive zwielichtigem Boss und einem Protagonisten, den die Fehler der Vergangenheit verfolgen, der Schulden begleichen muss und so zum mörderischen Werkzeug wird.

In der neuen Story »Dream Boy, Black Angel« (2023) greift der Autor Ereignisse aus »Einhundert Worte für Tod« auf und erzählt von einem Gangkrieg. Nachdem das Frachtschiff in die Hafencity gekracht ist und das Gebiet weiträumig evakuiert und abgesperrt wurde, machen sich zwei Gangs auf den Weg, die Hafencity zu erobern. Dabei liefern sie sich eine brutale Schlacht und werden Opfer des Nanovirus. So werden die Gangs Teil eines grausamen und widerlichen Experiments. Aufgrund seiner künstlichen Lunge widersteht der Protagonist dem Virus länger und kann die gruseligen Auswirkungen so beobachten. »Dream Boy, Black Angel« erinnert an »Akira«, hier gibt es Gangs auf Motorrädern und blutige Straßenkämpfe sowie die unerwartete Verbrüderung zweier verfeindeter Gangmitglieder.

»Lotus Effekt« (erstmalig erschienen 2008 in der Anthologie »Lotus Effekt«) darf in dieser Sammlung natürlich nicht fehlen. Protagonist Rho hat einen Job, bei dem täglich seine Erinnerungen gelöscht werden. Angeblich geht es dabei um sensible Kundendaten. Doch ihn quälen gewaltvolle Erinnerungsfetzen, die er nicht zuordnen kann. Irgendetwas muss schief gegangen sein bei den Löschungen. Rho erhofft sich Hilfe von einer neuartigen Nanotherapie und kommt dem Geheimnis um die Art seiner Arbeit auf die Spur. Eine harte Cyberpunkstory, in der Technologie eingesetzt wird, um Menschen zu Werkzeugen zu formen, inklusive verheerender Nebenwirkungen.

Die Klimakrise bestimmt das Leben von Protagonist Ito in »König der grauen Inseln« (erstmalig erschienen 2008 in

»phantastisch!« #31). Seine Heimat Tuvalu wurde in Folge des steigenden Meeresspiegels überspült, während er seinen Kriegsdienst in einem sinnlosen, brutalen Krieg leistete. Alles, was übrig ist, sind Plattformen, dort, wo einst die Inseln von Tuvalu waren. Hier lebte Ito mit einigen Fischern, doch inzwischen ist er allein und zufrieden damit. Eines Tages wird ein Boot mit zwei Männern angespült, der eine ist tot, doch den anderen kann Ito retten. Einen Amerikaner auf einer Friedensmission. Die beiden verbringen eine kurze, wortkarge Zeit miteinander und Ito erhält ein Geschenk, das ihm hilft, seine Plattform zu verteidigen. »König der grauen Inseln« ist eine ruhige, zutiefst beklemmende und traurig stimmende Geschichte über einen Menschen, der an seinen Wurzeln festhält, ganz gleich, wie sinnlos dies erscheint.

*»Spürst du das hier? Das ist das Land, der Boden, der mir so viel bedeutet. Wären die Plattformen nicht mehr da, dann würde nichts mehr daran erinnern, dass hier einmal die Inseln von Tuvalu mein Volk beherbergten. Nur der blanke Ozean bliebe zurück, und ein bleicher Schatten unter seiner Oberfläche. Aber dies ist mein Land, mein Leben. Einmal habe ich es schon verloren, als es im Meer versank, während ich irgendwo dort draußen auf einem seelenlosen Kriegsschiff Dienst tat. Noch einmal werde ich es nicht verlieren, auch wenn es nur noch aus diesen Plattformen hier besteht.« (Seite 157)*

In »Fehlverhalten« (erstmal erschienen 2022 in »PHANTAST« #27) siedelt Protagonist New in eine hochmoderne KI-Siedlung um, in der seine Mutter für Lucas

Prime arbeitet. New ist in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, doch das Leben in Armut würde er jederzeit dem Leben in der sterilen KI-Siedlung vorziehen. Die Mutter will nur das Beste für ihn, doch letztlich opfert sie ihre Menschlichkeit und das neue Leben ist eigentlich kein Leben mehr. New findet immerhin schnell eine Freundin, die ihn dazu verleitet, gegen Regeln zu verstoßen. Die KIs mahnen das Fehlverhalten an, doch zunächst passiert nichts – bis New gewaltsam in die KI-Welt eingefügt wird. Wer diese Geschichte liest, versteht, warum die Menschen in »Perimeter« den KIs in Lucas Prime entgegen wollten. Die Menschen werden von den KIs zwar versorgt, doch dabei in eine gleichförmige, sterile Welt gepresst, die dem Menschsein widerspricht. Die Geschichte wirkt umso bedrückender, da sie aus der Sicht eines Kindes geschrieben ist.

»Butterfly« (erstmal erschienen 2016 in der Anthologie »Gamer«) ist eine der wenigen Geschichten mit einer Protagonistin, die hier Misogynie, Missbrauch und Misshandlung über sich ergehen lässt. Butterfly arbeitet in einem Café, wo sie regelmäßig von ihrem ekligen Chef gegen ihren Willen berührt wird. Sie klaut ebenso regelmäßig Geld aus der Kasse, um den ganzen Scheiß irgendwann hinter sich lassen zu können. Als sie ihren Chef tot auf findet, will sie das Café übernehmen. Ihre Hoffnung wird jäh von brutalen Schutzgelderpressern zerstört – und ab da gibt es zwei Versionen für das Ende der Geschichte. Beide beinhalten eine Art Befreiung für Butterfly, wobei ihr in beiden Versionen wieder Gewalt angetan wird. Ob-



wohl es im Cyberpunk oft facettenreiche Frauenfiguren gibt, gibt es in der hyperkapitalistischen, dystopischen Zukunft auch jede Menge Misogynie. Ein Thema, das von Christian Günther hier nicht sensibel genug umgesetzt wurde.

»88 Prozent« (erstmal erschienen 2007 in der Zeitschrift »Envoyer«) handelt von dem Gamer Leif, der einem Arcade-Spiel verfallen ist. Auch als die Welt um ihn herum im Chaos versinkt, sitzt er weiter in der Maschine und versucht, seinen eigenen Highscore zu knacken. Seinem manischen Spiel wird ein Ende gesetzt, als eine Gang in der Spielhalle aufschlägt. Doch sie schlagen Leif nicht zusammen, sondern fordern ein Gameduell. »88 Prozent« ist eine farbintensive Skizze zukünftiger Jugendkultur. Während der Protagonist völlig in seiner Sucht versinkt, schließen sich perspektivlose Teenager zu brutalen Gangs zusammen. Kein neues Motiv, aber perfekt in die Cyberpunkzukunft übertragen.

»Der Markt« (2023) ist zugleich Abschluss und Highlight dieses Sammelbandes: Wir begleiten Protagonistin Jin durch den Souk im Norden Marokkos, eine Art riesiger Sprawl, in dem sich kriegsgebeutelte Menschen zu neuen Familien zusammengeschlossen haben und viele weiter Richtung Europa wollen. Die meisten ertrinken im Mittelmeer oder sterben vor den hohen Mauern an den Küsten. Jins Bruder Tarek ist ebenfalls aufgebrochen, seitdem hat niemand mehr etwas von ihm gehört. Jin lebt bei ihren Großeltern, die eigentlich nicht ihre Großeltern sind, so wie Tarek nicht ihr Bruder war, und kümmert sich darum, Medikamente für den

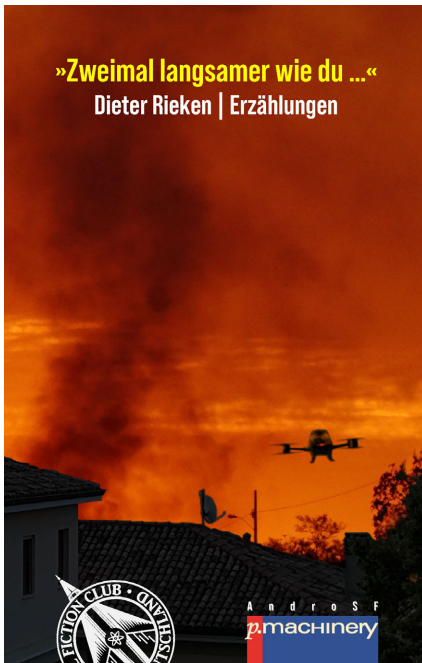
Opa zu beschaffen. Dazu muss sie den vor Leben überquellenden Markt durchqueren sowie ein verlassenes Viertel voller nie fertig gebauter Ruinen. Auf dem Weg begegnet sie Maschinenfeinden, die die MINDs des KI-Staats Lucas Prime ablehnen und davor warnen, sich von den KIs abhängig zu machen. Doch die Menschen haben keine Wahl, sie sind auf die Hilfe der MINDs angewiesen, weil sich andere Menschen von ihnen abgewandt haben. Eine vergleichsweise ruhige Story, die ein eindrucksvolles Porträt der Zukunft zeichnet und im Kern zutiefst menschlich ist. Auch in einer menschenfeindlichen Welt gibt es noch Menschen, die einander helfen, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Nach der überwiegend düsteren und beklemmenden Atmosphäre der meisten Geschichten ein Funken Hoffnung.

*»Diejenigen, die es schafften, die das nördliche Ufer des Mittelmeers erreichten, fanden sich am Fuß der Mauern wieder. An schwer bewachten Stränden, im Kreuzfeuer von Drohnen, verdurstend im Angesicht des Ziels ihrer Träume. Festung Europa.« (Seite 207)*

Fazit: »Memory Cloud« ist eine Kurzgeschichtensammlung mit vielen guten, einigen herausragenden und vor allem brutal atmosphärischen Cyberpunkstories, jede davon eine Skizze aus der Welt von »Neon Samurai« – eine Zukunft mitten in der Klimakrise, zerrüttet von Kriegen und Umweltzerstörung, bedroht von künstlichen Intelligenzen, die einen eigenen Staat gegründet haben. Zentrale Themen sind die Interaktion von Mensch und Technologie und die zunehmende Ent-

menschlichung im ausufernden Kapitalismus. Die KIs bieten scheinbar einen Ausweg, der jedoch ebenso in die Entmenschlichung führt.

(Judith Madera)



Dieter Rieken

**ZWEIMAL LANGSAMER WIE DU**  
AndroSF 100, p.machinery, Winnert, März  
2024, Paperback, 148 Seiten  
ISBN 978-3-95765-379-6

Die Zukunft ist düster. Dieses Bild wird öfters vermittelt, wenn man Science-Fiction liest. Klimaerwärmung, das Verlassen der Erde und andere mehr oder weniger realistische Ideen setzen Autoren in ihren Texten um.

In seinem Sammelband »Zweimal langsamer wie du« greift sich Dieter Rieken drei Themen für seine Geschichten heraus.

Die Titelgeschichte wird von den Auswirkungen des Klimawandels dominiert. Dabei sind es nicht nur die Handlungen der Personen, die bedrückend wirken, sondern gerade ihre Gedanken und ihre Träume zeichnen ein wesentlich klareres Bild, was neben den planetaren Auswirkungen auf die Menschheit in Zukunft wartet.

»Jonas und der Held Terranovas« zeigt schon mit der Namensgebung, an welche Geschichte diese Erzählung anknüpft. Die Menschheit hat die Erde verlassen und lebt auf Terranova; ein Ort, der ein Neubeginn sein sollte, der aber trotzdem von Vorurteilen der alten Welt durchzogen ist.

»Die Schneekönigin« zeigt auf, was passiert, wenn nicht die Hitze die Erde dominiert, sondern ein Kälteeinbruch vorherrscht. Wer gegen wen? Und vor allem zu welchem Preis?

Im Nachwort erläutert der Autor, dass er alle Geschichten für diesen Sammelband überarbeitet und ergänzt hat. Es ist interessant zu erfahren, welchen Wandel Geschichten durchleben können, bevor sie als Buch erscheinen.

Geschichten über die Zukunft sollen, finde ich, noch mehr zum Nachdenken anregen, als es bereits andere Texte tun. Gerade deswegen wirken Science-Fiction-Texte oftmals unbequem. Sie legen den Finger in die sprichwörtliche Wunde und zeigen uns unsere Verfehlungen der Vergangenheit und der Gegenwart auf, um die Zukunft besser oder zumindest durch-

dachter anzugehen. Alle drei Geschichten haben einen unterschiedlichen Ansatz und doch ist es in meinen Augen gerade das Psychologische, das die drei Geschichten miteinander verbindet. Vielmehr als in anderen Geschichten, die ich bisher gelesen habe, geht es auch darum, was der Klimawandel o. ä. mit uns als Menschen macht. Wo ziehen wir persönlich Grenzen, welche Hindernisse überwinden wir und welche Opfer müssen wir bringen, um ein Ziel zu erreichen. Es stellt sich auch die Frage, ob jedes Ziel erstrebenswert ist.

4 von 5 Erzählungen  
(Sarah Lutter)

Samuel R. Delany

**Babel-17**

[Babel-17 (1966)]

Deutsch von Jakob Schmidt

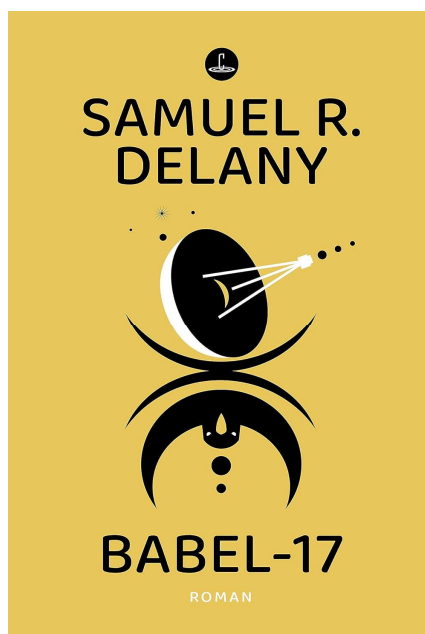
Carcosa-Verlag, Klappenbroschur, 250

Seiten

ISBN 978-3-910914-02-5

E-Book ISBN 978-3-910914-03-2

Als Auftakt einer geplanten Reihe von Frühwerken des Amerikaners Samuel R. Delany legt der Carcosa-Verlag eines der Schlüsselwerke »Babel 17« in einer neuen Übersetzung Jakob Schmidts wieder auf. Der Roman ist zusammen mit »Flowers for Algernon« mit dem Nebula Award ausgezeichnet worden und lag bislang in einer ungekürzten Übersetzung des Bastei Verlages vor. »Babel 17« erschien in den USA 1966, die beiden ebenfalls geplanten Veröffentlichungen »The Einstein Intersection« und »Nova« in den beiden folgenden Jahren. Hannes Riffel legt Wert, die drei



frühen Meisterwerke Delanys in der chronologischen Reihenfolge zu veröffentlichen, denn insbesondere »Babel 17« und »Nova« basieren auf fast klischeehaften – außerirdische Invasion, keine Verständigungsmöglichkeit – und klassischen – »Nova« ist Samuel R. Delanys Jagd auf seinen persönlichen weißen Wal in den Tiefen des Alls – Themen.

Im ersten Almanach des Carcosa-Verlags erschien ein Nachdruck der Novelle »Empire Star«. Auf diese eher klassische Hommage mit parodistischen Untertönen des Golden Ages der Science-Fiction wird in »Babel 17« mittels des fiktiven Autors der Geschichte verwiesen. Erst fünfundzwanzig Jahre nach der Erstveröffentlichung erschienen in den USA die beiden Texte zusammen, in Deutschland müssen

Fans weiterhin auf eine kombinierte Veröffentlichung in einem Band warten. Der Autor Muel Aranlyde ist Teil der Triade gewesen, in welcher die Protagonistin von »Babel 17« Rydra Wong das erste Mal ins All geflogen ist.

Diese Konstellation ist eine interessante Variante zur Raumfahrt in Frank Herberts »Dune«. Bei den Piloten der Schiffe oder besser den Navigatoren handelt es sich um lebende Tote, die ihre Routen spüren und mit dem Schiff verbunden sind. Es sind immer Dreiergruppen. Zwei Männer, eine Frau oder andersherum. Rydra Wong hat ihre beiden Partner verloren. Einer der Männer starb bei einer Expedition und Aranlyde siechte aufgrund einer seltenen Krankheit lange Zeit dahin. Abends haben sie an Muels populären Geschichten gearbeitet, Rydra Wong hat mit Gedichten begonnen, aber nichts veröffentlicht. Es ist die erste von vielen Szenen – nicht chronologisch, aber zeitlich –, in welcher sich Samuel R. Delany fast melancholisch mit der Idee des Geschichtenerzählens und nicht unbedingt des reinen Niederschreibens auseinandersetzt.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht Sprache. Sprache nicht nur als das gesprochene Wort (im Gegensatz zu Aufzeichnungen), sondern als Schlüssel in die Gefühlswelten der einzelnen Protagonisten. Sprache kann Brücken bauen. Sprache kann eine Waffe sein. Sprache ist gleichzeitig ein Gefängnis – so kann der General seine ihn überwältigenden Gefühle gegenüber der atemberaubend schönen Rydra Wong nicht ausdrücken – wie auch eine Befreiung. Samuel R. Delany

greift in dieser Geschichte auf die Sapir-Whorf-Hypothese zurück, welche die Idee extrapoliert, dass Sprache nicht nur die Gedanken, sondern vor allem auch die Empfindungen beeinflusst. Auch wenn diese Hypothese nicht bewiesen ist, nutzt Samuel R. Delany sie als eine Art Hilfskrücke, damit Rydra Wong sich der Sprache der Fremden – die Militärs haben ihr den Codenamen »Babel 17« gegeben – nähern kann.

Rydra Wong ist inzwischen in sehr jungen Jahren eine der bekanntesten Dichterrinnen der bekannten Galaxis geworden. Sie hat als Kind ihre Eltern durch eine der Blockaden der Außenwelt verloren. Später ist sie bei einem Verwandten aufgewachsen. Ein schüchternes, ängstliches, aber hochintelligentes Kind, das sich in verschiedene Arten der Kommunikation geflüchtet hat. Sie kann ein fast fotografisches Gedächtnis Sprachen gegenüber vorweisen und lernt schnell, im Grunde eher instinktiv statt chronologisch. Einige Zeit war sie als Codebrecher beim Militär, bis sie inklusive einer gescheiterten Ehe sich als Schriftstellerin selbstständig gemacht hat. Rydra Wong ist aber unabhängig von ihrer Schönheit keine Schreibtischtäterin. Vor einigen Jahren ist sie als Captain Wong an Bord eines Roboterschiffs schon einmal in die Tiefen des Alls aufgebrochen. Sie kennt sich in der eleganten High Society genauso aus wie in den Slums um den Raumhafen. Heute könnten Delanys Beschreibungen als Steampunk durchgehen. Auf wenigen einleitenden Seiten weckt der Autor die Melancholie der längst vergessenen Dampfschiffahrtszeit mit den großen Häfen voll

fleißiger Ameisenarbeitern, gigantischen Kränen und Raumschiffen, die nur kurz zu Besuch sind. Aber wie an vielen Stellen seines Universums droht nicht nur durch die Außerirdischen der Zerfall.

Rydra Wong mit ihren linguistischen Fähigkeiten ist die letzte Hoffnung der Menschheit. Sie soll den Code Babel 17 knacken. Das Militär ist daran gescheitert. Im Gegensatz zu ihren Auftraggebern erkennt sie, dass Babel 17 kein Code, sondern eine Sprache ist. Eine Sprache, die sich nicht auf dem Papier entschlüsseln lässt. Sprache muss in ihrem Umfeld kennengelernt und damit verstanden werden. Die Militärs haben nur Funksprüche in zeitlich unmittelbarer Nähe zu Anschlägen aufgefangen. Rydra Wong entschließt sich, mit einer angeheuerten Crew von im Grunde gescheiterten, aber aus ihrer Sicht auch unglaublich lebendigen Raumfahrern nach dem Ursprung von Babel 17 zu suchen und beim nächsten Anschlag vor Ort zu sein.

Die Grundidee einer Sprache als Waffe – direkt oder indirekt – reiht sich in eine kleine Gruppe von einflussreichen Geschichten ein. Jack Vance hat sich in seinem Roman »The Languages of Pao« mit der Bedeutung von Sprache auf kulturelle Entwicklungen auseinandergesetzt. Im gleichen Jahr des Erscheinens von »Babel 17« präsentierte Frank Herbert in »Dune« eine Waffe, welche die Schallwellen menschlicher Stimmen so weit steigerte, dass sie Menschen/ Wesen töten oder Wände zum Einsturz bringen konnten. Frank Herbert hat sich allerdings eher an den mystischen Trompeten von Jericho orientiert. Neal Stephenson nahm in sei-

nem Roman »Snow Crash« die Idee einer sprachgesteuerten Waffe wieder auf, während Autoren wie Ursula K. Le Guin in »Planet der Habenichtse« oder mit einigen Abstrichen China Mieville in »Embassytown« mit den kulturellen Stufen von Sprache per se in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld auseinandergesetzt haben.

Samuel R. Delany erweitert aber die Idee nicht nur um den militärischen Konflikt mit dem gesichtslosen Außerirdischen, welche die Menschheit immer wieder angreifen – keine neue Idee der SF –, sondern auch um eine Protagonistin, die sich selbst in ihrer persönlichen dichterischen Sprache hätte finden können. Aber Rydra Wong macht von Beginn an klar, dass ihre Gedichte nicht ihre eigene Sprache darstellen, sondern dass sie die Gespräche, die Redensarten anderer Menschen, zufällig aufgefangen, in Gedichte gepresst und schließlich veröffentlicht hat. Daher steht sie den Texten auch ein wenig fremdelnd gegenüber. Vielleicht versucht Rydra Wong mit der Suche nach der »Babel 17« auch eine innere Leere zu füllen, auf jeden Fall macht sie sich erstaunlich schnell mit einer – höflich gesprochen – exzentrischen Crew auf, den nächsten Angriffspunkt der Fremden und damit den nächsten Ort aufzusuchen, um den herum »Babel 17« gesprochen wird.

Wer allerdings der Ansicht ist, dass Samuel R. Delany nach Beginn der Reise und damit den Hintergründen von Babel 17 eine eher klassische Space Opera mit Aliens und Raumschlachten erzählt, muss seine Erwartungen revidieren. Die erste militärische Auseinandersetzung zwischen den Fremden und den Menschen wirkt wie ein

frühes Computerspiel, eine Art Strategie-sitzung mit bunten Fahnen, sprich Punkten auf den Bildschirmen.

Samuel R. Delany entführt die Leser in eine barocke, fast bizarre Zukunft mit Elementen der Vergangenheit. So werden Rydra Wong und ihre Crew auf einem der möglicherweise als Angriffsziele dienenden Planeten zu einer bizarren Party eingeladen, welche Teile des New Waves und vor allem auch der Cyberpunks mit seiner Körperkultur vorwegnimmt. Die Party wird durch einen Angriff der Fremden von innen heraus gesprengt. Mit dieser kleinen Szene etabliert Samuel R. Delany die finale Basis. Die Fremden brauchen keine eigenen Werkzeuge, Babel 17 könnte auch eine Art Katalysator sein, um Mensch/Maschine im eigenen Sinne zu manipulieren. Gegen Ende der Geschichte fügt Samuel R. Delany dieser Facette noch eine weitere Idee hinzu, in dem der Amerikaner impliziert, dass die Kunstsprache Babel 17 vielleicht der erste Schritt auf der Evolutionsleiter zu einer neuen Art der menschlichen Existenz in Form einer Mensch-KI-Symbiose sein könnte. Aber wie bei Delany üblich, muss es nicht sein.

Auf der Reise durchs All versucht der Autor immer wieder an Beispielen innerhalb der Crew darzustellen, wie Sprache und vor allem die Fähigkeit, zu kommunizieren, einen Menschen in seinem sozialen Umfeld prägen, aber auch positiv verändern kann. Rydra Wong wirkt dabei als eine Art Mittler zwischen den Lesern und Samuel R. Delanys teilweise wie absichtlich konstruierten Klischees ohne Namen wirkenden Charaktere. Die Nebenfiguren vertrauen sich Rydra Wong an. Die Dichte-

rin kann zwar keine absoluten Antworten geben, aber sie spürt den Schmerz, die Verunsicherung und schließlich die Hoffnung, die eigenen nicht selten sozialen Gefängnisse verlassen zu können. Ob das neue, andere Leben besser ist, steht außerhalb der Geschichte.

Delany verliebt sich allerdings nicht nur in seine Sprache. Die Neuübersetzung aus dem Carcosa-Verlag nähert sich im direkten Vergleich zur Bastei Ausgabe – Übersetzung Barbara Heidkamp – mehr der experimentellen Sprachgewalt des Originals und sollte bevorzugt werden. Wie angesprochen verliebt sich der Autor nicht nur in seine Sprachexperimente und versucht die eingangs erwähnte und in den Sechzigerjahren sehr populäre, heute eher vergessene Theorie in eine spannende Geschichte umzusetzen, er bastelt in diesem relativ kurzen Roman auch viel an dem Hintergrund seiner Welt. Unter diesen beiden relevanten Komponenten leidet schließlich die Handlung, die mehr und mehr fragmentarisch wird und einzelne wichtige Sequenzen nicht zu Ende denkt bzw. durchgespielt hat. Durch Perspektivwechsel versucht der Autor die Neugierde der Leser hochzuhalten, das gelingt aber mit fortlaufender Handlung zu wenig, weil der Fokus auf den beiden angesprochenen Punkten liegt und alleine die Decodierung der Sprache nicht die Wurzeln des von Delany nur rudimentär entwickelten und schon seit Jahrzehnten andauernden Konflikts aufdeckt. Dafür ist die Geschichte zu kurz.

Alleine seine Extrapolation der menschlichen Expansion ins All hätte einen umfangreicheren Hintergrund verdient. Neben



der angesprochenen bizarr barocken Party setzt sich der Autor nicht zum letzten Mal in seinem Werk mit der Idee des Todes nicht als Ende des natürlichen Lebens auseinander. Das Bewusstsein kann vom Körper abgetrennt werden und damit weiterleben. Die Trennung von Körper und Geist eröffnet den Menschen die Möglichkeit, als Teil der Raumschiffe im Grunde unsterblich zu werden. Die Ähnlichkeit zu den Navigatoren, die mittels des Spice den Raum falten und damit die interstellare Raumfahrt zulasten der eigenen Körperlichkeit ermöglichen, ist schon angesprochen worden. Aber diese lebenden Toten werden zu einer eigenen, isolierten Gruppe innerhalb der Menschheit.

Auf der anderen Seite gibt es die Militärs, verknöchert und verstockt. Rydra Wong ist gegen die eigene Überzeugung ihre einzige Chance, den Fremden auf die Schliche zu kommen. Betriebsblind und mit eingeschränkten Informationen haben sie einen neuen Codebrecher gesucht, eine Linguistin und interessante Dichterin und vor allem auch eine sexuell aktive, sehr attraktive Frau gefunden. Zu Beginn der Geschichte ist Rydra Wong mit ihrer reichhaltigen, aber auch tragischen Vergangenheit Dreh- und Angelpunkt der Geschichte. Gegen Ende geht Delany die Kraft aus und er beginnt, seine eigene Schöpfung zu reduzieren. Damit verliert die Geschichte an Charisma.

Die Technik ist futuristisch antiquiert. Raumfahrt ist wie die Seefahrt auf der alten Erde nicht nur harte Arbeit, sondern lebensgefährlich. Viele Schiffe sind in den Tiefen des Alls verschwunden. Nicht selten hat der Leser das Gefühl, als wenn

gleich ein Techniker mit einem gigantischen Schraubenschlüssel auf die Raumschiffantriebe einhämmert, um Kolbenfresser zu verhindern. Aber dieser Retrolook macht neben den bizarren sozialen Strukturen beginnend mit der freien Liebe der Dreierkonstellationen über Cybersex bis zur Unterdrückung von Minderheiten den seltsamen Charme dieser aus den Sechzigerjahren stammenden Geschichte aus, die technisch auf das Golden Age mit seinen gigantischen Raumschiffen zurückblickt, soziologisch zu einer der ersten New-Wave-Geschichten gezählt werden kann.

Als »Babel 17« entstanden ist, war Samuel Delany um die zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt. Im Gegensatz zu seiner Protagonistin Rydra Wong – sexuell bi – wuchs Delany in einem gefestigteren Umfeld auf. Aber sowohl Rydra Wong zusammen mit dem Trashautoren Muel Aranlyde wie auch Delany selbst sehen die Sprache, die Möglichkeiten der Kommunikation als Grundpfeiler jeglicher Zivilisation an. Aranlyde und Wong beeinflussen mit ihren Werken Millionen von Menschen auf verschiedenen Planeten. Delany suchte noch in dieser Phase seiner Karriere seine eigene Stimme, begann aber die Grenzen der klassischen Fantasy mit seiner Trilogie und der SF mit seinem ersten Roman zu dehnen, zu verformen. Vielleicht hat er deswegen einige Ansätze, Exkurse, zu viel in den ansonsten sehr stringenten Roman gepackt. Nicht jede Flanke wird am Ende der Geschichte zufriedenstellend geschlossen.

Sprache ist in doppelter Hinsicht wichtig. Neben der angesprochenen Sapi-

Whorf-Hypothese setzt sich Delany auf eine ungewöhnliche Art und Weise mit den ersten Computer-Programmiersprachen auseinander. Aus heutiger Sicht wird oft vergessen, dass mit diesen Kunstsprachen Maschinen zu einem allerdings eng begrenzten Denken und autarken Handeln animiert werden sollten. Und Delany hat diese Idee intelligent, aber nicht belehrend auf Menschen übertragen. Der Roman stammt aus den frühen Sechzigern und viele von den hier präsentierten Ansätzen haben Äonen von Autoren nicht immer positiv extrapoliert. Einzelne Sequenzen gegen Ende des Buches werden die Leser ein wenig verängstigen, da Delany eher rücksichtslos mit seinen liebevoll aufgebauten Protagonisten umgeht. Aber der Blick sollte nicht aus dem 21. Jahrhundert auf den Roman fallen, sondern die Betrachtung muss auf Augenhöhe des damals vorhandenen technischen Niveaus erfolgen.

Der zweite Aspekt ist die Kommunikation mit Wesen, die simple Begriffe wie zum Beispiel Heimat oder Familie nicht kennen, auf der anderen Seite Konzepte sprachlich umgesetzt haben, welche den menschlichen (und maschinellen) Geist hinsichtlich ihrer komprimierten Komplexität überfordern. Babel 17 könnte nur eine Variation sein, dessen Ziele gänzlich anders sind als von den Militärs eingeschätzt. Und Missverständnisse haben nicht nur Kriege ausgelöst, sondern viel länger als notwendig am Leben gehalten. Dazu kommt, dass aus Delanys Sicht die menschliche Rasse – nicht immer positiv – besessen von Sprache ist.

Delany streift in seinem teilweise unabhängig von der Kürze dahin driftenden

Buch sehr viele Themen, die bis in die Gegenwart nichts von ihrer Relevanz verloren haben: Einsamkeit auch unter vielen Menschen; sinnlose Kriege basierend auf (kulturellen) Unterschieden; soziale Brüche inklusive entsprechender Vorurteile und schließlich auch die Selbstdisziplin und den Mut, über sich hinauszuwachsen. Genretechnisch mit der Idee der Manipulation durch die Maschine und im Umkehrschluss die Möglichkeit, die Maschine menschlicher zu machen; Raumschlachten und exotische fremde Planeten sind viele Komponenten für einen stringenten Spannungsroman.

Was dem Buch allerdings fehlt, ist ein zufriedenstellendes Ende. Babel 17, die neue Sprache, ist der rote Faden, der seine Protagonistin ins All und damit in die Gefahr treibt. Am Ende wird sie eine Art Lösung finden, aber Samuel R. Delany versucht diese unter ausführlichen, in sich nicht immer logischen oder durch den Leser nachvollziehbaren Erklärungen zu verbergen. Die Suche ist dem Autor wichtiger als die Lösung. Jede Reise beginnt mit einem ersten Schritt, den letzten finalen Sprung scheut Samuel Delany. Hinzu kommt, dass die »Lösung« auf Zufälligkeiten und einigen handlungstechnisch eher konstruiert erscheinenden Szenen basiert. Sie ist entgegen Rydra Wongs logischer und zielstrebiger Vorgehensweise angelegt und unterminiert die Handlungen der Protagonistin.

Unabhängig von dieser Schwäche ist »Babel-17« aber in Ehren gealtert und in vielen Punkten immer noch modern, innovativ und ein wenig provozierend. Es ist die erste herausragende Arbeit eines der

interessantesten, aber auch teilweise schwer zugänglichen, experimentell provozierenden Autoren der amerikanischen Science-Fiction.

(Thomas Harbach)



Sylvana Freyberg, Alexandra Dickmann und Jaewon Nielbock-Yoon (Hrsg.)

### **DIE STERNE LEUCHTEN AM ERDENHIMMEL**

Memoranda, Originalausgabe, März 2024, Taschenbuch, 200 Seiten  
ISBN: 978-3-948616-96-0

Sylvana Freyberg, Alexandra Dickmann und Jaewon Nielbock-Yoon präsentieren insgesamt sieben Geschichte von südkoreanischen Science-Fiction-Autoren. Da-

niel Lozano hat die Texte liebevoll illustriert und ein augenfälliges Titelbild beige-steuert. Sylvana Freyberg schreibt in ihrem auch als Vorwort lesenswerten Nachwort über die Entstehung der Anthologie, anschließend folgen noch Autorenporträts.

Das amerikanische Online-Magazin »Clarkesworld« hat sich seit einigen Jahren neben der chinesischen Science-Fiction auch mit Südkorea beschäftigt. Einige wenige der hier präsentierten Autoren werden ausführlich von Arley Sorg interviewt. Es lohnt sich, diese in die Tiefe gehenden Gespräche und weniger klassischen Interviews nach der Lektüre der entsprechenden Storys zu lesen, um einen besseren Eindruck auch in die jeweiligen Lebenssituationen der Verfasser zu erhalten.

Kim Bo-Youngs Titelgeschichte »Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« zeigt gleich die Feinheiten der südkoreanischen Science-Fiction. Die Story ist als Brief einer Schwester an ihren Bruder verfasst. Anscheinend leidet die junge Frau an einer seltenen Krankheit: Narkolepsie. Ohne größere Vorwarnung fällt sie in eine tiefe Ohnmacht, verliert mehrere Stunden. Inzwischen hat sie die Zeichen der bevorstehenden Bewusstlosigkeit erkannt und verkriecht sich in eine dunkle Kiste. Bei einer Expedition ist sie auf die Botschaft »Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« gestoßen. Sie versucht aus ihrer Höhle – die Hälfte der Zeit ist diese in vollkommener Dunkelheit – heraus, ihrem Bruder eine persönliche Interpretation dieser Worte zu präsentieren. Während sich die Protagonistin anscheinend mehr

und mehr in sich zurückzieht, wird der Horizont der Erzählung breiter, dunkle metaphorische Wolken scheinen sich zu verziehen und alles erhält plötzlich eine andere Perspektive, bedingt durch eine wirklich wortgetreue Interpretation dieses einen Satzes. Das Ende der Geschichte ist offen, aber die Autorin öffnet sehr viele Türen und zeigt auf, dass diese Krankheit vielleicht nur eine andere Art von Normalität ist.

Djunas »Pentagon« beginnt als klassischer Krimi. Zwei Menschen sind auf brutale Art und Weise ermordet worden. Die Polizei steht vor einem Rätsel. Als Täter kommt eine flüchtige Frau infrage. Die Suche wird zu einer Jagd auf sich selbst. Verschiedene Identitäten scheinen sich zu überlappen; die Täter sind nicht mehr klar erkennbar. Wie in »Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« lässt sich das Ende in mehrfacher Hinsicht interpretieren. Dabei reicht das Spektrum von einem Traum innerhalb eines Albtraums bis zu einer Bewusstseinsaufspaltung. Ob sich wirklich alles in der Realität abspielt, wird abschließend nicht ganz klar und die Ermittlungen verlaufen nicht immer geradlinig. Zurückbleibt aber eine vor allem zu Beginn verstörend faszinierende, teilweise indirekt auch brutale Kriminalgeschichte voller paranoider Charaktere, die enger miteinander zusammenhängen, als sie es sich selbst eingestehen wollen.

Lee Sanhwas »Neustart« vereinigt ein Duo von klassischen Ideen. Bei der Rückkehr aus dem All droht das Raumschiff mit zwei Astronauten abzustürzen. Sie landen in einer Zeitschleife, die letzten vier Minuten wiederholen sich immer wie-

der. Die Astronauten sind sich dieses Szenarios bewusst. Erschwerend kommt hinzu, dass das Raumschiff ausgerechnet über einer streng militärischen Anlage abstürzen würde, welche diese Katastrophe als Angriff ansehen und eine Weltvernichtungsmaschine in Gang setzen würde. »Dr. Seltsam oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben« lässt grüßen. Die Astronauten stehen also vor einer doppelten Aufgabe. Die Welt und das eigene Leben zu retten.

Die Auflösung des Plots ist verblüffend einfach. Ohne zu viel zu verraten, handelt es sich um eine pragmatische Lösung. Diese Simplizität unterminiert das sich stetig spannender entwickelnde Szenario und hinterlässt im Leser trotz der gut gezeichneten beiden Protagonisten eine gewisse Leere.

»Ein Hauch von Vintage« (Lee Seoyoung) ist in sexueller Hinsicht für die eher strengeren asiatischen Kulturen eine Offenbarung. In ferner Zukunft können sich vor allem die begüterten Frauen Roboter und virtuelle Stimulationen jeglicher Art kaufen. Die Protagonistin gehört eher zu den Durchschnittsverdienern und ihr robotischer Playboy ist inzwischen auch schon acht Jahre alt. Sechs Jahre hat er ihr gut gedient. Jetzt scheint er kaputt zu sein. Ersatzteile sind schwer zu bekommen und die Industrie versucht, der immer verzweifelter werdenden Protagonistin die Nachfolgemodelle anzubieten. Das Ende ist keine wirkliche Überraschung. Es ist sanft, pragmatisch und konsequent. Dazwischen versucht sich Lee Seoyoung auf dem Gebiet der Satire zu etablieren, aber hier wird viel Potenzial verschenkt. Die Ansätze sind richtig, auch die einzel-

nen Abläufe wirken ausreichend die Realität extrapolierend, das sie glaubwürdig erscheinen. Aber immer wenn die Geschichte einer bitterbösen sozialen Spitze entgegenstrebt, bricht die Geschichte ab und konzentriert sich auf die romantische Liebesgeschichte zwischen Mensch und Maschine. Emotional vielleicht ein wenig am Rande des Kitsches agiert die Protagonistin aber nachvollziehbar und glaubwürdig, sodass der Leser ihre emotionale Abhängigkeit von ihrem Yeoni auch nachvollziehen kann.

»Eine ganz normale Ehe« von Bora Chung ist eine von zwei Geschichten dieser Sammlung, die sich auf ungewöhnliche Art und Weise mit einem sehr bekannten Sujet der SF auseinandersetzen. Ein Ehemann bekommt mit, dass seine Frau gerne und viel telefoniert. Vor allem nachts und mit einer seltsamen Nummer. Am anderen Ende der Leitung ist ein Mann. Ein klassisches, absichtlich mit einem ironischen Unterton fast als Klischee dargestelltes Ausgangsszenario, das sich anschließend in eine andere Richtung entwickelt. Damit der Plot nicht zu dunkel wird, wird inhaltlich ein Kompromiss gesucht, der nicht zu einhundert Prozent vom Leser nachvollzogen werden kann.

Aus einer gänzlich anderen Perspektive nimmt sich Park Seolyeon mit »Sisff« diesem Thema an. Ein Außerirdische ist auf der Erde gelandet und hat in den USA um Asyl gebeten. Er kommt von einem Planeten, auf welchem die beiden Parteien seit Ewigkeiten Krieg führen. Die USA laden mehr als dreihundert Schriftsteller aus aller Welt ein, um mit dem Fremden zu sprechen. Es müssen dabei keine Science-

Fiction-Schriftsteller sein, wie es die amerikanische Weltraumbehörde im 20. Jahrhundert probiert hat. Die Protagonistin ist eine südkoreanische Autorin von historischen Büchern, die kaum bekannt ist. Durch einen Zufall wird sie mit ausgewählt. In Gruppen können die Autoren mit dem Fremden »sprechen«. Am Ende erweitert Park Seolyeon seine First-Contact-Geschichte in verschiedene, soziale Richtungen. Auf der einen Seite hält sich die Südkoreanerin aufgrund ihrer Erziehung als Frau deutlich zurück, versucht ihre Gedanken zu ordnen. Die ganze Geschichte ist deswegen auch als Artikel, als Bericht, vielleicht auch als Memoiren konzipiert. Auf der anderen Seite stellt sie aber aus der Perspektive ihrer südkoreanischen Gesellschaft nicht nur den eigenen Landsleuten, sondern erstaunlicherweise der ganzen Welt wichtige Fragen hinsichtlich der Flüchtlingsströme, anderer sozialer Gemeinschaften und schließlich auch, was das eigene Leben wirklich auszeichnet.

Zusammen mit »Sisff« ist »Genesis« (Jeon Samhye) die kraftvollste Geschichte dieser Sammlung. Wieder handelt es sich um einen Bericht. Eine junge Frau sollte auf dem Mond den Moonwriter warten, eine gigantische Maschine, die Botschaften auf die Mondoberfläche schreibt. Oft Reklametexte. Ihre Freundin – aber zumindest nicht von beiden Seiten Geliebte – arbeitet auf der Erde in der Wetterkontrolle. Aus unterschiedlichen sozialen Schichten kommend haben sie gemeinsam die Ausbildung gemacht und stehen weiterhin in einem engen Kontakt. Eine Katastrophe führt dazu, dass die Erzählerin auf dem Mond zurückbleibt. Wahr-

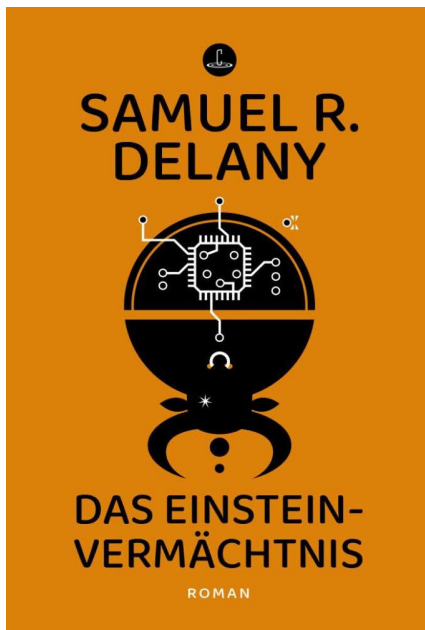
scheinlich als einer der letzten Menschen und ihr Sauerstoffvorrat ist begrenzt. Ein (fast) ganzes Leben zieht in dieser kompakten Geschichte nicht nur vor den Augen der Protagonistin, sondern auch der Leser vorbei. Die Figuren sind ausgesprochen gut gezeichnet, der Plot am Rande des Kitsches entwickelt, geht aber niemals einen Schritt weiter.

»Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« ist eine überzeugende Sammlung von südkoreanischer Science-Fiction. Auf den ersten Blick unterscheidet sie sich nicht so stark von der westlichen Literatur. Südkorea hat sich seit vielen Jahren eher an der amerikanischen SF orientiert, während die chinesische SF sich mehr und mehr – so weit es die Zensur zuließ – nach innen kehrte. Modern, frech und mit dreidimensionalen Protagonisten werden klassische Themen neu aufgearbeitet, die Perspektive gewechselt und vieles hinterfragt. Nur wenige Storys gehen auf die südkoreanischen Verhältnisse ein. »Sisff« und »Ein Hauch von Vintage« ragen in dieser Hinsicht aus der Sammlung heraus. Viele der handelnden Figuren sind Frauen. Über die Hälfte der hier vertretenen Autoren sind auch Frauen. Vielleicht liegt es daran.

Als deutschsprachiger Einstieg in eine hier kaum bekannten Science-Fiction bildet »Die Sterne leuchten am Erdenhimmel« einen fast perfekten ersten Schritt mit sieben Geschichten, die alle stilistisch überdurchschnittlich gut sind; die Übersetzungen lesen sich deutlich fließender als im amerikanischen »Clarkesworld« mit Übertragungen ins Englische. Perfekt wäre die Sammlung gewesen, wenn die

Herausgeber noch ein wenig mehr auf die Entwicklung der SF in Südkorea in Form eines Artikels eingegangen wären. Interessierte können das – wie schon angesprochen – teilweise durch die Interviews mit entsprechenden Autoren im Internet mit den alten »Clarkesworld« Ausgaben nachholen.

(Thomas Harbach)



Samuel R. Delany  
**DAS EINSTEIN-VERMÄCHTNIS**  
 [The Einstein Intersection (1967)]  
 Deutsch von Jakob Schmidt  
 Carcosa-Verlag, Klappenbroschur, 170 Seiten  
 ISBN 978-3-910914-16-2  
 E-Book ISBN 978-3-910914-18-6



Im Rahmen ihrer Samuel R. Delany Retrospektive legt der Carcosa-Verlag als zweiten Band »Das Einstein-Vermächtnis« in einer neuen, ungekürzten Übersetzung aus der Feder Jakob Schmidts neu auf. Das Buch publizierte der Bastei Verlag 1985 unter dem Titel »Einstein, Orpheus und andere«, Übersetzung von Roland Fleissner. Ursprünglich erschien der Roman in den USA 1967 zwischen den heute bekannteren, expressiven wie barocken Space Operas »Babel 17« (auch wenn sich Samuel R. Delany mit der Bedeutung und dem Einfluss von Sprache vordergründig auseinandergesetzt hat) und seinem weißen Wal »Nova«. Wie »Babel 17« ist »Das Einstein-Vermächtnis« mit dem NEBULA AWARD als bester Roman ausgezeichnet und für den HUGO Award nominiert worden.

»Babel 17« basierte auf der Sapir-Whorf Hypothese. Im vorliegenden Roman »Das Einstein-Vermächtnis« geht Samuel R. Delany einen Schritt weiter, indem er einen an den klassischen Orpheus in seiner Unterwelt angelegten Charakter Lo Lobey auf Kurt Gödels konstruktives Universum treffen lässt. Kurt Gödel stellte einzelne Thesen der Wissenschaft philosophischen Grundlagen gegenüber. Der Titel des Romans ist eine Hommage an Einsteins Relativitätstheorie, wobei der ursprüngliche Titel des Buches laut verschiedenen Quellen »A Fabulous, Formless Darkness« gewesen sein soll. Auch wenn der ambivalente Arbeitstitel verkaufstechnisch eher kontraproduktiv ist, umschreibt er die wichtigsten Aspekte dieses experimentellen, dem Zeitgeist der Sechzigerjahre mit seinen psychedelischen Inspirationen entstammenden Bu-

ches deutlich besser als »Das Einstein-Vermächtnis«, das auf einen eher wissenschaftlichen Hintergrund der Geschichte hindeutet. Zwischendurch hat der Leser aber zusätzlich das unbestimmte Gefühl, als wenn die Reise von Lo Lobey und seinen unterwegs getroffenen bizarren Gefährten auch eine Hommage an die »Oz«-Romane sein könnte. Sie durchwandern eine Art Nimmerland, bevölkert mit Figuren und Wesen aus der Sagenwelt, wie die Drachenherde, die Lo Lobey als »Schäfer« bewachen soll.

Wie in Delanys anderen, im Gesamtwerk frühen Romanen lässt sich die Grundhandlung der Geschichte schnell und in wenigen Sätzen zusammenfassen. In einer fernen Zukunft nach verschiedenen Verstrahlungen – wahrscheinlich atomare Auseinandersetzungen – will der Schäfer Lobey seine kleine Dorfgemeinschaft verlassen, um seiner verschwundenen Liebe zu folgen. Lo Lobey hat die vor allem literarischen Reste der menschlichen Gemeinschaft in einer postapokalyptischen Zivilisation förmlich in sich aufgesogen, ohne deren Ursprünge zu kennen oder gar zu verstehen.

Zu den überraschenden Wendungen der Handlung gehört der Hintergrund der wenigen Überlebenden. Während »Babel 17« und »Nova« nach außen streben und Delanys Protagonisten in diesen beiden mehr zugänglichen Büchern auf den Reisen ins All abschließend sich selbst finden, geht der Amerikaner im vorliegenden Buch absichtlich einen anderen Weg. Auch Lo Lobey muss eine Reise unternehmen, welche vor allem Orpheus Weg in die Unterwelt nur wenig nachsteht. Es ist eine

fast surrealistische Reise mit unterschiedlichen Begegnungen. Aber während dieser Reise erkennt der Leser mehr als Lo Lobey den Zusammenhang zwischen dem Schäfer und Musiker Lobey und der irdischen Geschichte. Es ist eine süßsaure Verbindung, deren melancholische Untertöne an die herausragenden Romane Clifford D. Simak erinnern, nur sprachlich deutlich expressiver, experimenteller und damit für die Leser auch herausfordernder, aber nicht immer gänzlich befriedigend dargestellt werden. Es ist aber eine Reise vor allem ins Innere.

Wie seine Protagonisten in ihrer Welt fordert Samuel R. Delany in seinen Gedanken Modellen die Leser heraus. Immer wieder. Allerdings ist der Amerikaner mit Mitte zwanzig Jahren noch nicht der Altersweise Erzähler seiner »Nimmerya«-Bücher, in denen es ja auch um Sprache, um Erfahrungen außerhalb der eigenen Wohlfühlzone in einer fantastisch bizarren Welt geht. So laufen eine Vielzahl von Argumenten im literarischen Nichts aus. Hinzu kommt, dass Delany gegen Ende der Geschichte wieder aus einer gewissen Distanz die losen Fäden fast belehrend zusammenzufassen sucht und der Geschichte im Finale ihr allerdings im Vergleich zu »Babel-17« und »Nova« gemäßiges Tempo gänzlich nimmt.

Delany fehlt in »Das Einstein-Vermächtnis« teilweise noch die erzähltechnische Disziplin, einzelne fantastische Ideen zusätzlich innerhalb der Handlungsbögen bis zum Ende durchzuspielen. Aber es stört generell nicht. Auch »Babel 17« präsentierte abschließend eine erstaunlich simple, in einem engen logischen Kontext sogar

nachvollziehbare Auflösung, während »Das Einstein-Vermächtnis« eher als eine Spielwiese von anarchistischen Ideen zu betrachten ist. Wer einen stringenten Roman erwartet, sollte »Das Einstein-Vermächtnis« allerdings meiden.

Der Autor hat den Roman, die Quest fast als eine Art Märchen angelegt. Auf dem Weg in seine persönliche Unterwelt trifft Lobey unter anderem auf Spider, einen vordergründig schurkischen Charakter. Der Prinz im Exil Greenye ist verweicht, gleichgültig und zusätzlich eine dieser asexuellen Figuren, in welche sich bei Samuel R. Delany Frauen wie Männer verlieben können. Auch in »Babel 17« erfolgte die Eroberung des Alls mittels Triaden. Zwei Frauen, ein Mann oder andersherum. Anscheinend aber keine komplett gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Diese sexuelle Ambivalenz entspricht auch Samuels R. Delanys damaligen Leben in New York der Sechzigerjahre. Offiziell verheiratet, später sogar Vater einer Tochter besuchte der Autor tagsüber (während seine Frau arbeitete und das Geld verdiente) die homosexuellen Stricher und hatte ausgiebig, exzessiven Sex mit ihnen. Nach dem vordergründigen Schurken und dem verweichteten Prinz ist es das Chamäleon Dove, das folgerichtig als Objekt der emotionslosen Begierde als Nächstes seinen Pfad kreuzt. Das Finale besteht schließlich aus einer Konfrontation mit Kid Death. Der Tod ist aber kein Skelett, entspricht nicht den klassischen Vorstellungen. Immer wieder lässt Delany seine Figuren betonen, dass Tod Liebe ist. Diese Paradoxa – so hat der Protagonist ein großes Messer, das gleichzeitig als

Flöte für Musik verwendet werden kann – durchzieht die Geschichte.

Im Gegensatz zum verführerisch attraktiven Schurken und Herrn der Unterwelt bei Orpheus handelt es sich bei Kid Death um einen charismatischen wie bizarren Charakter. Eine gewissenloser, durchaus zu Mord fähiger, brutaler und ständig planender Kindcharakter mit roten Haaren. Der chilenische Schauspieler, Drehbuchautor und Regisseur Alejandro Jodorowsky wird solche »Schurken« mehrfach in seinen Filmen verwenden. Auch in Nicolas Roeg's »Wenn die Gondeln Trauer tragen«, folgt der Protagonist lange Zeit einem rotbemäntelten Kind durch die Gassen Venedigs, um schließlich mit der bitteren Wahrheit konfrontiert zu werden.

Die Geschichte spielt in einer fernen Zukunft und handelt von der Vergangenheit. Die Vergangenheit besteht aus dem kulturellen Erbe der Menschheit vor allem in der Musik und den alten Hollywood-Filmen. Diese beiden konträren Aspekte vermischen sich mit den bekannten Mythen, die in der Zukunft verfremdet erzählt werden. In diese Konstellation bringt Samuel R. Delany eher als gangbares, aber nicht unbedingt originelles Element die Idee einer radioaktiv verstrahlten Zukunft ein, welche die bisherigen sozialen Strukturen zumindest auf dem Papier der Geschichte erschwert.

Es gibt keinen logischen Zugang zu seinem Universum. Setzt man die Geschichte in einen Zusammenhang mit »Babel 17«, dann ist Delany einen Schritt weitergegangen. »Babel 17« setzt sich nicht nur mit Sprache per se auseinander, Sprache ist eine Waffe. In »Das Einstein-Vermächtnis«

sind die von Albert Einstein aufgestellten Berechnungen Schall und Rauch. Der Leser weiß nicht einmal, ob er sich in einer bizarren virtuellen Realität voll absichtlich vom Autor konstruierter Kontraste befindet oder die Welt derart verfremdet ist, dass sie nicht mehr erkennbar ist. Brian W. Aldiss wird in seinem Roman »Barfuss im Kopf« diese Idee in einer postapokalyptischen Welt auf eine experimentell herausfordernde Spitze treiben. Beide »Wege« sind möglich. Für die zweite These spricht die Herkunft dieser neuen Menschen, die sich zwar an ihre Umgebung angepasst, aber gleichzeitig auch umgebaut haben.

Am einfachsten ist es, wie Lobey den Weg zu gehen und die einzelnen Charaktere und Ereignisse auf sich wirken zu lassen, sie aber als unlogisch zu akzeptieren. Samuel R. Delany's Welt in »Das Einstein-Vermächtnis« kann nur von innen verstanden werden. Wobei Verstehen ein relativ großer Begriff für dieses Chaos ist. Vielleicht ist »gespürt werden« die bessere Bezeichnung. Der Leser muss sich wie Lobey voll kindlichem Staunen auf sie einlassen. Dann funktioniert diese Geschichte voller Ideen und Momente am besten.

Die Grundgeschichte handelt von Identitäten und Selbstbestimmung in einer aus konträren Gegensätzen bestehenden, künstlich extrapolierten Welt. Wie Delany ist Lobey auf dem Weg, das eigene Ich zu definieren, wobei er von einem klaren Ziel (die Suche nach Friza und damit seinem dunklen Schatten Kid Death) angetrieben wird.

Nicht selten verfügen seine Protagonisten über große, noch ungenutzte Potenziale, die sich bei großen Veränderungen

gen in ihrer Umwelt und ihrem alltäglichen Leben zeigen. Dabei arbeitet Samuel R. Delany vor allem im vorliegenden Buch auch mit Extremen, die der Amerikaner erst später in »Dhalgren« – das Buch ist ebenfalls eine fast mystisch zu nennende Quest – wieder aufnehmen sollte: das friedliche, einfache bis karge Leben auf dem Land gegen den Moloch Großstadt. Der Einfluss von Mystizismus auf die Geschichte, aber auch andersherum. Alte Mythen verändern sich und gewinnen an neuer Bedeutung. Das zeigt die Quest des modernen, naiven Orpheus in Delanys Unterwelt. Das zeigt die Wanderung von Delanys namenlosen Kidd oder Kid in »Dhalgren« zu einem Ort, den er nicht kennt. Das zeigt die impulsive Bereitschaft Rydra Wongs, der Sprache Babel 17 zu folgen und sie live an durch den Krieg gefährlichen Orten zu hören. Die Herausforderungen sind grenzenlos. Triumph und Tragödie liegen unmittelbar nebeneinander. Wie bei Orpheus in der Unterwelt treffen Liebe (und weniger Sex) und Tod aufeinander. Und Lobey ist Delanys Narr, der auf eine seltsam surrealistisch verzerrte Art und Weise sich diesen Herausforderungen stellt. Stellenweise weiß er nicht einmal selbst, warum er sich auf dieser Reise befindet. Die Rettung Frizas ist ein ambivalent genutztes Element, das die einzelnen Abschnitte der Quest miteinander locker verbindet, aber wie das Geheimnis der Sprache Babel 17 abschließend nicht ganz zufriedenstellend aufgelöst wurde.

Während die Grundgeschichte relativ greifbar ist, präsentiert Samuel R. Delany sie in einem für den New Wave so typisch expressiven, verspielten Stil, angereichert

um zweispaltige Textblöcke. »Babel 17« griff dagegen als Einleitung wichtiger Kapitel auf die Gedichte seiner fiktiven Protagonistin zurück. In der Originalausgabe sind – wie in der gelungenen Übersetzung des Carcosa-Verlages – die stilistischen Wechsel gut zu erkennen. Teilweise hat der Leser zwar das Gefühl, als wenn Samuel R. Delany Stil vor Inhalt stellt, aber kindlich experimentell sucht der Autor im Verlauf der Geschichte seinen Stil dem Szenario anzupassen. Diese verspielte, manchmal auch gekünstelte Expressivität ist eines der Markenzeichen des New Wave, die nicht nur neue, aufs Innere fokussierte Geschichten, sondern mit den bisherigen Formen einer klassischen Erzählung zu brechen sucht. Bei einigen Autoren, auch nach dem Prinzip, koste es, was es wolle. Einzelne Passagen wie der Kampf mit dem Minotaur in der Unterwelt wirken wie aus einer surrealistischen Fantasy Geschichte und stellen einen Vorgriff auf seine »Geschichten aus Nimmerya« dar.

In diesem Fantasy-Zyklus setzte sich der Amerikaner auch mit Mythen, mit Sprache und vor allem der Magie des Erzählens von Geschichten auseinander. An anderen Stellen wirkt der Roman kindlich naiv, wie das Gemüt seines ewigen Harlekins in einer aus den Angeln geratenen Welt – Lo Lobey. Der naive Träumer, der verträumte Musiker. Lo Lobey ist der erste Charakter, der lernt, dass er sich nicht mehr seiner Umwelt alleine anpassen muss, sondern sich diese Umgebung im metaphorischen Sinne auch an ihn als Sinnbild des vergangenen wie zukünftigen Menschen anpasst. Die interessante Wendung des Buches liegt in der falschen an-

fänglichen Prämisse, auf welcher nicht nur die Geschichte, sondern auch die ganze Welt zumindest für den Leser basiert. Das macht den allerdings nicht immer leicht verständlichen Reiz dieses sehr experimentellen Romans aus, der die legendäre bis mystische Vergangenheit, eine fiktive Gegenwart und eine nicht immer optimistische Zukunft auf den Schultern eines einfachen Schäfers wie später Hüter von Drachen vereinigt.

*(Thomas Harbach)*

Joanna Russ

### IN FERNEN GEFILDEN

Memoranda/Carcosa, März 2024, Taschenbuch, 380 Seiten

Übersetzung: Hannes Riffel, Erik Simon, Thomas Ziegler

ISBN 978-3-910914-18-6

Der Carcosa-Verlag beginnt mit der Veröffentlichung aller Alyx-Geschichten eine drei Bände umfassende Werkausgabe der bekannten amerikanischen Kritikerin, Science-Fiction-Autorin und Feministin Joanna Russ. Im ersten Carcosa-Almanach wurde Joanna Russ eher als zornige Frau vorgestellt. Für die Werkausgabe steuert die Professorin für Amerikanistik Jeanne Cortiel ein ausführliches und auch zu Beginn der Lektüre empfehlenswertes Nachwort bei. Sie geht auf besondere Aspekte in Joanna Russ' literarischem, aber auch sekundärliterarischem Werk dieser Schaffensperiode ein. Neben zwei Artikeln finden sich vier Buchkolumnen – drei aus »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« – sowie zwei exzellente Essays aus Joanna Russ' Feder.



Die ersten drei Kurzgeschichten um ihre widerborstige, kleinwüchsige, aber auch offenherzige Schwertkämpferin, Diebin und schließlich auch Zeitagentin Alyx haben eher Fantasy-Charakter, wirken wie eine feministische Version der »Sword&Sorcery«-Stories, welche die Pulp-Magazine in den Dreißigerjahren bevölkerten. In einer 1974 veröffentlichten Story wird Joanna Russ in diese der griechischen Antike entsprechenden Epoche zurückkehren.

Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen folgte Joanna Russ einer ihrer literarischen Inspirationen, C. L. Moore, in dem sie in einer archaisch mittelalterlichen Welt eine durchaus realistische, bodenständige, intelligente und schlagkräftige, aber auch fast überrealistische Protagonistin platziert. Neben C. L. Moore hat

sie sich bei der Konzeption der Welt ihrer ersten Storys an Fritz Leibers »Fafhrd und der Graue Mausling«-Geschichten orientiert. So vergnügt sich Alyx anscheinend eine Woche lang mit Fafhrd in der ersten Story »Bluestocking«. Fritz Leiber revanchiert sich in einer späteren Sammlung mit einem Gegenbesuch Alyx' in seinem Universum.

Die vier Kurzgeschichten erschienen jeweils in den von Damon Knight publizierten »Orbit«-Anthologien, während der einzige Roman und Wechsellpunkt von Fantasy zur Science-Fiction ursprünglich alleinstehend publiziert worden ist. Während »In fernerer Gefilden« die einzige deutschsprachige Gesamtausgabe der Alyx-Abenteuer ist, publizierte der Verlag Timescape schon 1967 einen Sammelband ohne die finale, erst 1974 publizierte allerletzte Alyx-Story.

Die erste Kurzgeschichte »Blaustrumpf« (»Bluestocking«) – der ursprüngliche pragmatische Titel war »The Adventuress« – ist in Orbit 2 (1967) publiziert worden. In dieser Anthologie findet sich mit »Ich dachte, sie hätte Angst, bis sie mir über den Bart strich« / »I Thought She Was Afeard Till She Stroked My Beard« eine zweite Alyx-Geschichte aus ihrer Feder, die chronologisch früher spielt. Die Reihenfolge der beiden Geschichten ist entgegengesetzt der nicht nur in dieser Werkausgabe präsentierten Veröffentlichung. Der Titel »Blaustrumpf« bezieht sich auf eine heute fast vergessene Frauenbewegung am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Handlung der Kurzgeschichte ist relativ geradeaus. Die arrogante, junge und aus gutem Hause stammende Edarra

möchte einer arrangierten Ehe mit einem älteren Mann entkommen. Joanna Russ spricht davon, dass dieser zukünftige Ehemann schon drei Frauen hinter sich hat. Sie sind unter verschiedenen Umständen frühzeitig verstorben. Alyx hat anfänglich kein Interesse, diesen Auftrag zu übernehmen, da Edarra ihr unsympathisch und die Bezahlung zu schlecht ist. Natürlich übernimmt sie schließlich doch die Mission. Gemeinsam fliehen sie nachts in einem kleinen Seelenverkäufer über das Meer und erleben auf ihrer Reise ins Unbekannte einige Abenteuer. Sie wachsen zusammen, Alyx bringt Edarra die Selbstverteidigung mit dem Kurzsword bei. Ihr abschließend und irgendwie improvisiert wirkendes Ziel ist eher eine ironische Parodie auf die Schatzjagd anderer muskulöser Helden. Vom Regen in die Traufe ist eine unzutreffende, aber nicht ganz falsche Bezeichnung.

In allen fünf Texten erfährt der Leser nur wenig Konkretes über Alyx. Zum Zeitpunkt der ersten Geschichte arbeitet sie sehr erfolgreich als Dieb in Ourdh. Jahre vorher hat sie nach einer Exkursion zu den Piraten und der Flucht aus einer missbräuchlichen Ehe ebenfalls in der Umgebung von Ourdh gelebt. Wie schon angesprochen beschreibt Joanna Russ diese Flucht in der zweiten Alyx-Geschichte, die ebenfalls in Orbit 2 erschienen ist.

Sie kennt die Stadt und ihre Bewohner sehr gut. Da es bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahr außer dem tragischen wie konsequenten, von Eigenhang initiierten Ende ihrer Ehe keine vorherigen Informationen gibt, kann es durchaus sein, dass sie in dieser Gegend auch geboren wor-

den ist. Mit Religion hat sie nichts mehr am Hut, nachdem sie in einer kleinen Gruppe gelebt hat, die den Gott der Berge YP anbeten. Ihre Freunde wurden verfolgt und getötet. In der dritten Geschichte wird sie wieder nach Ourdh zurückkehren.

Gleich im ersten Absatz beschreibt Joanna Russ ihre Alyx als eine Frau durchschnittlicher Größe, nicht besonders hübsch, aber mit grauen Augen. Sie ist etwa dreißig Jahre alt. Die Rückblenden umfassen also gut dreizehn Jahre ihres bisherigen Lebens.

Der Tonfall der Geschichte ist selbstironisch. Auch wenn Alyx ihren Job und damit auch ihre Mission ernst nimmt, betrachtet sie ihre eher rudimentär beschriebene Umgebung wie auch ihre männlichen Mitmenschen eher spöttisch, fast arrogant. Am Ende der Story, am Ziel ihrer Reise wird sie allerdings wieder eine ganz(e) (selbstbewusste) Frau, die auf die nächste Beziehung hofft, den perfekten Mann, der in der Einsamkeit auf sie wartet. Das Ende der Geschichte – aus Joanna Russ' Sicht fast absurde Unterordnung unter einem Mann – könnte eine Parodie auf die Rollenklischees der Frau in der fantastischen Literatur sein. In den in diesem Band gesammelten Kolumnen kritisiert Russ unter anderem Kate Wilhelm, keine überzeugenden Frauencharakter schreiben zu können. Es ist aber nicht die einzige, an bekannte Klischees appellierende Szene. Auch in der dritten Geschichte sinkt Alyx am Ende wieder in die Arme ihres Mannes, nachdem sie ihn ohne sein Wissen gerettet hat.

Wie Fritz Leibers »Fafhrd«-Storys überzeugt der leichte Tonfall der Geschichte.

Alyx ist zwar körperlich ihren Gegnern/Feinden nicht überlegen und braucht im Zweikampf auf hoher See auch ein wenig Glück/Hilfe, aber sie nimmt das Leben nicht zu ernst und es fehlt der fatalistische Tonfall vieler Sword-&-Sorcery-Geschichten. Dabei geht Joanna Russ durchaus respektvoll, aber ausschließlich aus weiblicher Perspektive mit diesem von Männern dominierten Subgenre um.

»Ich dachte, sie hätte Angst, bis sie mir über den Bart strich« (I Thought She Was Afeard Till She Stroked My Beard«) erschien – wie angesprochen – ebenfalls in Orbit 2, allerdings unter dem Titel »I Gave her Sack and Sherry«. Alyx ist noch kein so ausgereifter Charakter und Joanna Russ beschreibt die Flucht ihrer Protagonistin aus einer Ehe voller Gewalt und Missbrauch. In einigen späteren Geschichten wird auch eine mögliche Schwangerschaft angesprochen, in der vorliegenden Story finden sich keine Hinweise. Am Ende der Geschichte schließt sich Alyx den Piraten an. Die Werkausgabe weist hinsichtlich der Chronologie wahrscheinlich einen Fehler auf. In der ursprünglichen Anthologie erschien diese Geschichte auf den Seiten 164 bis 185, erst anschließend auf den Seiten 185 bis 211 folgte der bei der vorliegenden Werkausgabe als erste Geschichte abgedruckte Text. Es empfiehlt sich bei der Lektüre, der ursprünglichen Veröffentlichungsreihenfolge aus der »Orbit«-Anthologie zu folgen.

In der falschen Reihenfolge wird der Leser von der selbstbewussten Alyx ohne Vorwarnung in deren Vergangenheit gestoßen und lernt eine Frau kennen, die quasi am praktischen Objekt ihr Selbstbe-

wusstsein erwirbt. Einzelne Charakterzüge sind schon zu erkennen, aber der Figur fehlt noch die lakonische Seite. Alyx befindet sich hier ausschließlich auf der Flucht. Sie schlägt ihrem Mann auf den Kopf, ist der Ansicht, dass sie ihn getötet hat, und schwimmt förmlich in eine kurzfristige Freiheit. Vieles wirkt noch hölzern, der Handlungsablauf ein wenig pragmatisch und Alyx als Figur unrund. Sie ist weder naiv noch unschuldig oder jungfräulich. Ihr Charakter entwickelt sich förmlich beim Gehen und ihr Mann fordert seine »Bestrafung« geradezu heraus. Von den Alyx-Geschichten handelt es sich unabhängig vom ironischen Titel, welcher Alyx' Charisma unterstreicht, um die schwächste der hier gesammelten Geschichten.

In »Die Barbarin« (»The Barbarian«, ein Titel der von der ersten Publikation beibehalten worden ist) kehrt Alyx wieder von den Piraten nach Ourdh zurück. Die Geschichte spielt ungefähr sechs Jahre nach »Blaustrumpf«. Alyx ist sechsunddreißig Jahre alt und verheiratet. Sie liebt ihren kantigen Mann und ist bereit, lebensgefährliche Risiken einzugehen, um ihn zu retten und am Ende neben ihm ins Bett zu sinken. Am Ende von »Blaustrumpf« hat Alyx auch nach einem Mann Ausschau gehalten. Allerdings hat dieser nicht in Ourdh gelebt. Emotional folgt »Die Barbarin« direkt im Anschluss an »Blaustrumpf« und unterstreicht die Tatsache, dass die hier präsentierte Chronologie nicht richtig ist.

Die drei ersten »Alyx-Geschichten« entstanden in den letzten Zügen ihrer eigenen Ehe mit Albert Amateau. Erst danach bekannte sich Joanna Russ zur Homosexu-

alität. Vielleicht versuchte die Autorin auch, das Trauma einer gescheiterten normalen Ehe zu verarbeiten, indem sie Alyx die ganze Bandbreite von Missbrauch bis uneingeschränkter Liebe allerdings durch einen Mann erleben ließ.

Alyx soll im Auftrag und mit einem seltsamen Zauberer in einen Palast einbrechen und während der Mission ein für sie nicht akzeptables/nicht abgesprochenes Verbrechen begehen. Das Herz dieser Geschichte ist die nicht abschließend geklärte Frage, ob man einen Menschen töten darf, von dem man weiß, dass er in der Zukunft grausame Taten vollbringen wird. Nicht mittels der Zeitreise – auf dieses Thema kommt Joanna Russ erst in ihren späteren Geschichten zu sprechen –, sondern weil ein manipulierender Zauberer es angeblich in seiner ambivalenten Glaskugel sieht. Der Einbruch geht schief und Alyx muss fliehen. Der Zauberer scheint in Form eines Würfels mit der Seele ihres Mannes eingeschlossen ein Faustpfand zu haben. Alyx muss sich auf den Weg machen, den Zauberer zu töten und ihren Mann zu befreien.

Während das Thema der zukünftigen Schuld nur angerissen wird, ist die finale Konfrontation zwischen dem Zauberer und Alyx sehr viel interessanter. Der Zauberer prahlt mit seiner Macht, arbeitet in seinem Turm an Maschinen und kann anscheinend zumindest durch den Raum reisen. Möglicherweise handelt es sich auch um einen Abtrünnigen der Trans-Temporal Authority, für die Alyx später arbeiten sollte. Alyx durchschaut auf ihre pragmatische Art und Weise das Gehabe des Zauberers und agiert erfolgreich. Auch wenn



sie Respekt vor den fremden Maschinen spürt, trickst sie den Zauberer aus und kann – wie schon angesprochen – ihren Mann retten. Körperlich unterlegen ist es ihr Überlebensinstinkt, der ihr schließlich hilft.

Der Geschichte fehlen die pointierten Dialoge aus »Blaustrumpf«, aber generell entwickelt Joanna Russ ihre Figur weiter. Alyx hat inzwischen nicht nur aus ihrer Ehe, sondern auch der Zeit bei den Piraten gelernt. Sie scheut sich nicht, einen Menschen aus Notwehr zu töten, aber sie ist natürlich keine Mörderin. Auch wenn sie – um die eigene Haut zu retten – zu einer Mörderin wird und eine Unschuldige trotz aller Warnungen töten muss. Dieser innere Konflikt geht angesichts des hohen Tempos der Geschichte im letzten Handlungsabschnitt verloren, aber weniger feministisch als in »Blaustrumpf« überzeugt Alyx weiterhin als eine Art Anti-Conan. Der Titel könnte auch eine Anspielung auf Robert E. Howards bekannteste Schöpfung, den Barbaren Conan sein, während »Blaustrumpf« ja einzelne Aspekte aus Fritz Leibers Werk übernommen hat.

Der einzige Roman dieser Serie »Picknick auf Paradies« erschien vor vielen Jahren als »Alyx« schon im Rahmen der Knauer-Science-Fiction-Reihe ohne die begleitenden Kurzgeschichten. Der Roman entstand im gleichen Jahr wie »Die Barbarin«. Der Originaltitel ist voller Ironie, denn der Planet Paradies ist nur für eine kleine Gruppe von Menschen ein Paradies: Extremsportler mit Affinität für Eis und Schnee. Alyx ist inzwischen eine Agentin, an einer Stelle steht die Agentin der Trans-Temporal Agency.

Die grundlegende Handlung ist erschreckend simpel und mindestens in Hollywood Tausende von Malen verfilmt worden. Eine Gruppe von unangepassten Menschen soll unter verschiedenen Gefahren von A nach B gebracht werden. Paradies ist eine perfekte Spielwelt, wo die Besucher viel Geld bezahlen, um einen realen Nervenkitzel mit dem entsprechenden Sicherheitsnetz zu erleben. Michael Crichton wird diese Idee Jahre später mit Dinosauriern auf die Spitze treiben. Virtuelle Realitäten ergänzen bzw. besser extrapolieren inzwischen das von Joanna Russ noch rudimentär entwickelte Szenario in unzählige Richtungen.

Angeheuert wird eine Spezialistin/ein Spezialist, der diese Mission anführen soll. Aufgrund eines mit extremer Technologie geführten Kriegs muss es ein Mensch sein, der ohne jegliche Technik zu überleben gelernt hat. Viele Kandidaten gibt es natürlich nicht. Bei »B« ist die Mission nicht wie geplant zu Ende, sondern neue Schwierigkeiten türmen sich auf. Neben den äußerlichen Gefahren gibt es Spannungen innerhalb der Gruppe, es gibt Todesfälle und meistens erreichen neben dem Anführer/der Anführerin zumindest eine Handvoll der anvertrauten Menschen ein Ziel. Wenn auch nicht das ursprüngliche Ziel.

Diese Zusammenfassung des Plots hört sich erstaunlich simpel an, trifft aber den Kern der Geschichte. Dadurch wird aus »Picknick auf Paradies« kein grundlegend schlechtes Buch. Dazu ist Joanna Russ eine zu intelligente Frau und Autorin. Keep it simple, aber spannend. Keine technischen Exkurse und vor allem keine gegen

alle Logik handelnden Charaktere. Die letztere Facette bekommt Joanna Russ relativ einfach hin. An der Spitze Alyx muss die Gruppe fortlaufend reagieren und kann an kaum einer Stelle der Geschichte wirklich agieren.

Alyx wird deswegen auch in einer archaischen »Gegend« abgesetzt, in welcher die Menschen aufgrund von Angriffen von außen ihre überlegene Technik nicht einsetzen können. Sie müssen die Strecken in den unendlichen Schnee Weiten sowie den Bergen und Tälern auf Paradies zu Fuß bewerkstelligen. Alyx selbst ist eher durch einen Zufall in der Zukunft gelandet. Sie drohte zu ertrinken und eine Art Zeitschaukel zog sie buchstäblich aus dem Wasser in die Zukunft. Jetzt ist sie die ideale Frau am perfekten Platz, um die exzentrische Gruppe in Sicherheit zu bringen. Joanna Russ hat sehr viel Spaß, den Lesern die Extreme vorzustellen. Zwei Nonnen, eine Mutter mit ihrer Tochter und ein Teenager mit dem Spitznamen Machine und einem ausgebildeten Sextrieb gehören zu der Handvoll Menschen, die auf Paradies gestrandet sind. Alyx betrachtet diese anfänglich als verweichte Nervensägen beschriebene Gruppe als minderwertig und wäre sie nicht auf einer Mission – ihr Wort ist Verpflichtung –, dann würde sie die Menschen von ihrem Elend erlösen und in der Schneewüste zurücklassen. Aber wie ein klassischer Held muss sie ihre Mission gegen alle Wahrscheinlichkeit erfolgreich zu Ende führen. Dabei ist sie für diese Mission in einer Zukunft technisierter Kriege ausgewählt worden, weil sie eine primitive »Barbarin« ist, die durch einen Zufall und

ihr Leben rettend in die Zukunft abgefischt worden ist.

Für sich alleinstehend könnte die Geschichte eher wie ein Torso wirken. In dieser Werkausgabe ist der Leser mit Alyx und ihren Ecken wie Kanten deutlich vertrauter. Vor allem die erste Geschichte »Blaustrumpf« trägt in dieser Hinsicht viel dazu bei. Ohne diese »Vorinformation« hätte es ein Leser schwieriger, sich in dieser eher rudimentär beschriebenen zukünftigen Welt zurechtzufinden und vor allem Alyx als Figur zu akzeptieren.

Gegen Ende spricht Alyx davon, wie sie aus einer im Grunde unmöglichen Situation gerettet und in die Zukunft gebracht worden ist. In ihrem ebenfalls in dieser Sammlung enthaltenen Essay schreibt Joanna Russ über Frauenbilder und Frauencharaktere. Alyx ist eine interessante Mischung aus den Thesen und Herausforderungen, denen sich Russ vor allem in ihren in den Siebzigerjahren veröffentlichten Bücher stellen sollte und der literarischen Hommage an Jirel, die Amazone, welche C. L. Moore in ihren Fantasy-Pulp-Geschichten als ersten überzeugenden weiblichen Charakter entwickelte.

Alyx ist eine Überlebenskämpferin, die sich in der griechischen Antike aus verschiedenen, nicht selten auch überheblich selbst verschuldeten Situationen gerettet hat. Sie ist entschlossen, rücksichtslos, aber keine emotionslose Mörderin. Auch wenn die dritte Alyx-Geschichte dieser These widerspricht. Sie versucht die Gruppe mit verbalen Beschimpfungen, Motivation und schließlich auch handfester Hilfe an ein immer schwammiger werdendes Ziel zu bringen.

Natürlich gibt es Spannungen innerhalb der Gruppe. Mit dem Tod einer Frau scheint die Dynamik auseinanderzubrechen. Mit tragischen, teilweise berührenden Folgen. Die Liebesgeschichte zwischen Alyx und Machine wirkt anfänglich konstruiert, entwickelt sich aber in die richtige Richtung. So versucht Machine als typischer jugendlicher unerfahrener Mann, es beim zweiten Sex genauso zu machen wie beim ersten Mal. Eine klassische, aus seiner Sicht Alyx' Begierden erfüllende Kopie des ersten Akts, welche diese brüsk ablehnt. Machine ist ein interessanter Charakter. Einige Jahre vor »Westworld« und auf einer herausfordernden Touristenwelt mit den ultimativen Kicks angesiedelt besteht auch die Möglichkeit, dass Machine seinem Namen gerecht wird und tatsächlich eine Maschine ist, welche als Android den weiblichen Touristen die perfekte Lusterfüllung verschaffen soll. Mit dem kräftigen Gunnar als Wikinger, als Mann fürs Grobe, findet sich ein weiterer Prototyp von Mann in dieser Gruppe.

Neben Alyx hat Joanna Russ noch zwei Nonnen – sie bleiben eindimensional wie ihr ambivalent beschriebener Glaube – und eine seltsame, missbräuchliche Mutter-Tochter als Frauenfigur etabliert. Es ist der erste Tod, welche aus der widerwillig zusammenarbeitenden kleinen Gruppe von Wanderern ein Team mit einigen Abstrichen in der Haltungsnote bei Gefahr macht.

Gegen Ende der Geschichte verlagert Joanna Russ den Schwerpunkt der Handlung. Bis dahin ausschließlich eine fast klassische zu nennende Überlebensge-

schichte, fügt sie einen seltsamen Wanderer in einem noch seltsameren Flugobjekt ein. Anscheinend ist und wird Alyx dieser Inkarnation in weiteren Geschichten begegnen. Von seiner Haltung her könnte der Zauberer die erste Version dieses Mannes/dieses Wesens außerhalb der Zeit sein. Auch hier ist es weniger die Technik als eine primitive Waffe, welche ihnen einen Vorteil verschafft.

Die Rettung kommt schließlich ebenfalls aus dem Nichts. Den Schlüssel hält die bislang unscheinbarste Figur buchstäblich nahe bei sich an ihrem Körper. Joanna Russ hat in ihren Kritiken und Essays immer wieder die dumme Nutzung von Technik kritisiert. Dabei geht es nicht um einen zu fantastischen oder wissenschaftlich absurden Blick in die Zukunft, sondern die Ignoranz von bekannten Fakten der Zeit, als die Geschichten geschrieben worden sind. Zumindest die wissenschaftlichen Beilagen der Sonntagszeitungen sollten angehende Genreautoren kennen, sonst wären ihre Werke einfach nur minderwertige Fantasy. Sie selbst unterwirft sich nur bedingt diesen Gesetzen.

Vieles bleibt während des hektischen und fast abrupten Endes unaufgeklärt. Sowohl der Hintergrund der Welt als auch die Frage, ob diese Reise wirklich stattgefunden hat oder Teil einer primitiven frühen virtuellen Realityshow gewesen ist, bleiben im Dunkeln. Joanna Russ ist aber auch eine sehr intelligente Frau. Mit der »primitiven« Alyx hat sie einen Charakter etabliert, den diese Fragen nicht interessieren. Ihr geht es um das alltägliche Überleben und die Zeitschaukel hat sie als einzigen Menschen aus einer akuten Le-

bensgefahr gerettet, weil sie sich in den Sicherheitskorridoren befunden hat, welche die Zeitforscher etabliert haben, um die Vergangenheit nicht zu gefährden. Wie sie in den Korridor gekommen ist, steht auf einem anderen Blatt und reiht sich in die Phalanx von satirisch komischen Bemerkungen ein, welche durch die neue, sehr gründlich von Hanns Riffel überarbeitete Übersetzung Thomas Zieglers erst jetzt ans Tageslicht kommen.

Hinsichtlich der emotionalen und sexuellen Evolution ihrer Geschichten ist »Picknick auf Paradies« eher ein Schritt zur Seite. Alyx ist eine kleinwüchsige – der Sex mit dem groß gewachsenen Machine im Schnee wirkt wie eine Parodie – grau-ägige Griechen, die genau weiß, was sie will. Viele Diskussionen und Gespräche gehen weniger um Beziehungen, sondern um klassische heterosexuelle Beziehungen. Männer sind Alyx niemals überlegen, wobei es in dieser Hinsicht auch Einschränkungen gibt. Sie weiß, dass sie körperlich im Nachteil ist. Kräftige Männer haben aber auch in einigen Schlüsselszenen mehr Angst, etwas zu verlieren. Ohne es den Lesern unter die Nase zu reiben, entlarvt Joanna Russ die muskulösen Überhelden als opportunistische Feiglinge. Das bedeutet allerdings nicht, dass sie nicht ihrem Schicksal entkommen. Es dauert nur einige Seiten länger.

Während die Handlung – wie angesprochen – bis auf das kryptische Ende ausgesprochen stringent, fast simpel ist, versucht Joanna Russ eine interessante charakterlich überzeugende Variation der klassischen Pulp-Science-Fiction mit einer weiblichen Heldin zu verfassen, die nicht

mittels Technik oder Wissenschaft, sondern wegen ihrer angeblichen Primitivität perfekt für einen Job ist, den kein »Mann« dieser Zukunft noch erledigen kann. Sie ist aber noch weit von der sozialkritischen, feministischen und vor allem Geschlechterrollen untersuchenden Science-Fiction der 70er-Jahre entfernt. Nicht einmal Ansätze über Alyx' Charakterisierung hinaus finden sich in diesem Roman. Dieses Spiel mit den Erwartungen der Leser als Space Opera ist vielleicht die am ehesten zeitlose Note einer lesenswerten, aber im direkten Vergleich zur überraschenden ersten »Alyx«-Geschichte »Blaustrumpf« – bis auf deren schwaches, plötzlich fast klischeehaftes Ende – ein wenig mechanisch wirkenden ersten reinen Science-Fiction-Geschichte um die griechische Diebin.

1977 schrieb Joanna Russ »We are about to ...« eine Variation dieses Themas. Dieses Mal ist eine Gruppe von Touristen auf einer fremden Welt gestrandet. Joanna Russ hat ein sichtliches Vergnügen, die Klischees des Golden Ages bezüglich Zivilisationen und sozialen Zusammenleben noch nachhaltiger zu demonstrieren, als es in Ansätzen in dem vorliegenden Kurzroman erkennbar ist.

In »Orbit 6« erschien 1970 mit »The Second Inquisition« – in der Werkausgabe auch passend als »Die zweite Inquisition« – eine weitere Alyx-Geschichte. Wieder spielt die Autorin mit Elementen. Die Grundhandlung ist relativ simpel und doch komplex, aber nicht kompliziert angelegt. Die sechzehn Jahre alte Erzählerin lebt bei ihren Eltern. Sie haben eine groß gewachsene, seltsame Besucherin aufgenommen, die anscheinend großzügig für

diesen Aufenthalt bezahlt hat. Warum die Eltern der Erzählerin die junge Frau aufgenommen haben, wird nicht erklärt. Der Vater scheint Geld zu verdienen, während die Mutter sich klassisch-klischeehaft um die Tochter kümmert. Später implizierte die Besucherin, dass sie eine Zeitreisende sein könnte. Sie wäre die Enkelin von Alyx, bekannt aus den ersten Geschichten. Die Organisation, welche Alyx aus der Vergangenheit gefischt hat, wird genauso vorgestellt wie die Idee eines Konflikts zwischen den Gruppen. Auch scheint es eine Art Zauberer zu geben, denn die Besucherin mit Haushaltsmitteln »tötet«. Ganz klar ist dieser Aspekt der Geschichte nicht. Das Töten eines Zauberers, einer mächtigen Gegenidentität, findet sich in unterschiedlichen Variationen nicht nur in »Die zweite Inquisition«, sondern auch in »Die Barbarin« sowie »Picknick auf Paradies« mit dem Mann in seiner fliegenden Glaskugel. Alle drei Männer können aufgrund der Schwächen, angelegt in der eigenen Arroganz mit eher primitiven Mitteln besiegt werden.

Aber in »Die zweite Inquisition« steckt noch mehr. Die Besucherin steckt die Sechzehnjährige mit ihrer Liebe zu H. G. Wells an. Sie soll Menschen fragen, ob sie sich als Morlocks oder Elois sehen. Sie selbst hat dieses Experiment schon in Großbritannien durchgeführt und erstaunliche Ergebnisse ans Tageslicht gebracht. Es gibt heftige Diskussionen um das Buch »The Green Hat« von Michael Arlen, einem Skandalbuch. Die Besucherin findet den Roman schlecht, provoziert aber ihre Gasteltern, indem sie von Zeichnungen zu Beginn des Buches spricht, die

sie ausradiert hat. Es gibt keine Zeichnungen, niemand will ihr widersprechen. Dann müsste zugegeben werden, dass die Eltern dieses skandalöse Buch im Bücherschrank des Vaters gelesen haben. Im Roman geht es um eine fremdgehende selbstbewusste Frau, die sich gegen die eigene Familie stellt und die Ehe ihres heimlichen Liebhabers zerstören will. Das dunkle Ende des Romans spricht für sich.

Die Besucherin ist in einer gegenteiligen Ehe gelandet. Joanna Russ macht deutlich, dass die Besucherin mit ihrer geistigen Freiheit die Tochter ansteckt, den Keim der Rebellion in ihre säen wird. Es ist nicht ganz klar, ob Joanna Russ sich eine historische Persönlichkeit als Vorbild genommen hat. Aber die Rollenmuster sind bis zum Eindringen der Besucherin klar. Die Mutter ist eher devot, sie ist ihrem Mann untertan. Dieser scheint zwar dominant, aber nicht gewalttätig zu sein. Er ist abschließend auch mit der in sein Privatleben eindringenden Frau überfordert, die vor allem mit fast zwei Meter Größe auch noch überdurchschnittlich groß und damit trotz ihrer Schlankheit ihm gegenüber Ehrfurcht einflößend ist. Am Ende der Geschichte auch inspiriert durch den Eindringling finden sich zwei konträre Punkte. Die junge Frau beginnt, von der Zukunft zu träumen. Von Zeitreisen und schließlich auch Flügen zwischen den Sternen. Von der gegenwärtigen wie zukünftigen Science-Fiction. Die Geschichte spielt zwölf Jahre vor Joanna Russ' Geburt. Wäre sie die sechzehnjährige junge Frau, dann müsste der Text in den Fünfzigerjahren spielen, in denen sich das (weiße) Frauenbild durch deren Arbeit an

der Heimatfront zu wandeln begann. Aber nicht in der klassischen amerikanischen Vorstadt, welche für viele Science-Fiction-Autoren immer noch im Mittelpunkt ihrer retrofuturistischen Science-Fiction-Geschichten steht. Auf diesen Punkt ist sie im zweiten, hier abgedruckten Essay hinsichtlich des Frauenbilds eingegangen.

Die Geschichte endet mit dem Hinweis, dass es keine weiteren Geschichten mehr geben wird. Bezieht sich Joanna Russ auf ihren Charakter Alyx, der ja aktiv nicht an der Handlung teilnimmt? Bezieht sich die Autorin auf ihre eigene Karriere? In diesem Fall wäre der Hinweis falsch, denn vier Jahre später schreibt sie noch einen Text, der im »Alyx«-Universum spielt und publiziert zusätzlich eine Reihe von sozialkritischen Kurzgeschichten und Romanen, deren Hintergrund nicht selten klassische Science-Fiction ist. Die letzte Idee wäre ein Aufruf an ihre sechzehn Jahre alten Protagonisten, dass es Zeit ist, aufzuwachen und nicht mehr Geschichten zu erfinden, sondern das moderne Leben aktiv in die Hand zu nehmen.

Es ist die einzige Geschichte, die mit dem Satz endet »Keine Geschichten mehr« endet. Alle anderen kürzeren »Alyx«-Stories enden mit dem fast märchenhaften Hinweis, aber »Das ist eine andere Geschichte«.

1974 folgte in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« mit »Eine Vlet-Partie« die letzte Story, die im »Alyx«-Universum spielt. Es handelt sich in dieser Werkausgabe um eine deutsche Erstveröffentlichung, übersetzt von Hannes Riffel. Sie spielt wieder in Ourdh, ein Kreis hat sich geschlossen. Neben einem Dieb, der dem

Herrscher ein besonderes Vlet-Spiel überbringen möchte, gibt es eine ältere Frau, die sich – wie am Ende bekannt wird – quasi in den Palast geschlichen und eine entsprechende Rolle übernommen hat. Bei dieser Frau könnte es sich um Alyx handeln. Das würde allerdings implizieren, dass sie nach ihrem Ausflug in die Zukunft wieder nach Ourdh gekommen ist. In »Die zweite Inquisition« macht Joanna Russ schon deutlich, dass das vorsichtige Fischen in der Zeit vorbei ist. Alyx ist ja nur durch einen Zufall in der Zukunft gelandet. Die Menschen schicken jetzt aktiv Beobachter in die Vergangenheit. Vielleicht haben sie es in Form des Zauberers auf eigene Rechnung auch schon früher gemacht. Dafür gibt es keinen Beweis, aber in »Die zweite Inquisition« sprechen sie offen darüber.

Die Idee des Vlet-Spiels – eine komplexere Version des klassischen Schachs – wird später Einzug bei Samuel R. Delany halten, einem Buch, das sehr stark von Ursula K. Le Guins »Planet der Habenichtse« beeinflusst worden ist. Auch Delanys »Neveryon«-Geschichten nehmen – wie Hugh Walkers MAGIRA-Abenteuer – eine Welt als Basis, die von einem strategischen Spiel beherrscht wird. Allerdings fügt Joanna Russ ihrer Geschichte noch eine ironische Note hinzu. Das Spiel kontrolliert diese Gesellschaft, die Spieler versuchen, das Spiel unter Kontrolle zu bekommen. Was passiert, wenn eine Partei nicht nur nicht diejenige ist, die sie vorgibt, sondern die Regeln des Spiels im Verlaufe einer Partie zu ändern beginnt? Welche politische Folge hat eine solche Manipulation für eine feudalistische, dekadente und in Ourdh auch archaisch

strukturierte Gesellschaft, mitten aus einer bizarren Version der Geschichten aus 1001 Nacht?

Während Joanna Russ vor allem Delany beeinflusste, fühlte sie sich von Avram Davidsons »The Phoenix and the Mirror« inspiriert. Joanna Russ machte auch klar, dass es sich um die letzte, um die allerletzte »Alyx«-Geschichte handelt.

Wie in den ersten »Alyx«-Geschichten tritt die gereifte Überlebenskämpferin – inzwischen deutlich älter – quasi aus dem Nichts auf. In fremden Kleidern scheint ihre eigene Planung durch die Eindringlinge empfindlich gestört zu sein. Den Herrscher und seine Mätresse hat sie zur Ausführung ihres Plans ins Land der Träume geschickt.

Sie wird allerdings von dem geschickt in den Palast eindringenden und sie an eine jugendliche Version ihrer selbst erinnernden Dieb, den die Palastwache aufgegriffen hat, gestört und schließlich fast aus lauter Verzweiflung zu einer Partie Vlet aufgefordert, nachdem sie das besonders feine, ausführlich als jungfräulich beschriebene Spielbrett mit den feinen Figuren entdeckt hat. Aus diesem Spiel wird – allerdings eher im metaphorischen Sinne – eine Auseinandersetzung mit der feudalistischen, realen Welt.

Im Gegensatz zu den dunkleren ersten »Alyx«-Geschichten ist dieser Epigone deutlich verspielter, Alyx provokanter und gleichzeitig auch souveräner. Sie weiß zwar, dass mit dem Spiel aus einem unerklärten Grund auch die politische Realität außerhalb des Palastes beeinflusst werden kann, aber vieles basiert eher auf Hoffnungen, aber keinem Ausharren. Die

Saat der Revolution des einfachen Volkes gegen die Dekadenz des Herrschers ist aufgegangen, es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Massen die Tore stürmen werden. Aber das ist eine andere Geschichte, auch wenn Joanna Russ vorher schon deutlich gemacht hat, dass es diese aus ihrer Feder nicht mehr geben wird.

»Eine Vlet-Partie« wirkt daher eher wie eine verspielte Fußnote im »Alyx«-Universum, die sich auf die Veränderung einer mittelalterlichen feudalistischen Gesellschaft, subversiv von außen, aus der Zukunft konzentriert. In dieser Hinsicht wäre »Eine Vlet-Partie« ein weiterer Schritt der zukünftigen Menschheit in Richtung einer Veränderung der Vergangenheit. Das hat sich in »Die zweite Inquisition« schon angedeutet, konsequenterweise würde die am Beginn dieser Serie stehende Alyx im antiken Griechenland, dem Hort der Demokratie, auch den letzten, finalen Schritt übernehmen. Moderne feministische Untertöne finden sich nur in »Die zweite Inquisition« – der Inquisitor wäre in diesem Fall der extrem konservativ denkende Familienvater –, während die anderen fünf Geschichten Alyx als eine instinktiv handelnde; durchaus auch bauernschlaue bis pragmatisch intelligente Frau in der Tradition von C. L. Moores Jirel von Joiry zeigen. Karl Edward Wagner schrieb in einer Anthologie über die Verbindung zwischen C. L. Moore und Jirel: »Like her creator, Jirel was a redhaired beauty and fiercely independent – arguably one of the genre's first liberated heroines. Jirel was not simply Conan in a brass bra. Moore portrayed Jirel with a depth of characterization and a sure

grasp of feminine feeling that placed Jirel generations beyond the rest of the pulp field.« Der noch erhalten gebliebene umfangreiche Briefkontakt mit H. P. Lovecraft unterstreicht die von Karl Edward Wagner angesprochenen Charakterzüge. Kein Wunder, dass sich Joanna Russ wahrscheinlich an der fiktiven Figur, aber auch ihrer Autorin orientiert hat.

Wenn aber Jirel ihrer Schöpferin C. L. Moore ähnelt, stellt sich die Frage, ob Joanna Russ ihre Alyx auch nach dem eigenen Vorbild erschaffen hat. Wahrscheinlich ähnelt die sechzehnjährige Protagonistin aus »Die zweite Inquisition« am meisten Joanna Russ am Vorabend ihres auch intellektuellen Erwachens. Alyx' Kurzschwert ist genauso scharf wie die Zunge bzw. Feder der Kritikerin Joanna Russ. Die war aber eher eine hochgewachsene Frau, die gerne eine Kurzhaarfrisur trug. Absichtlich entwickelt sie gleich zu Beginn der zweiten, hier ersten Geschichte »Blaustrumpf« Alyx äußerlich als eine Art Gegenentwurf nicht nur zu sich selbst, sondern auch Frauenfiguren wie Jirel oder die tragische Shambleau in C. L. Moores erster professioneller Veröffentlichung. Klein, eher gedrungen mit markanten grauen Augen. Ein scharfer Geist in einem durchschnittlichen Körper. Ein wildes Mädchen aus den Hügeln im Umland der großen Stadt. Viele Kritiker sagen, dass kein Mann Alyx besiegen kann. Diese These ist so nicht richtig, wie das Ende von »Blaustrumpf« und der Abschluss von »Die Barbarin« beweisen. Tief in ihrem Inneren sehnten sich Alyx und Joanna Russ nach wahrer Liebe, basierend auf einem respektvollen Umgang miteinander.

Zusammen mit C. L. Moores Jirel-Geschichten bilden die sechs »Alyx«-Stories aber ein interessantes Gegengewicht zu den Macho-Fantasien, welche sich sowohl im »Sword&Sorcery«-Genre wie auch der seltsamen Science-Fantasy-Gemengelage in erdrückender Vielzahl tummeln. Das macht die Arbeiten der beiden Autorinnen zeitlos und wiederentdeckungswert.

Im sekundärliterarischen Teil finden sich drei Kolumnen aus »The Magazine of Fantasy & Science Fiction«, wie eine Buchsparte eines eher wissenschaftlich orientierten Magazins. Joanna Russ reiht sich in eine Phalanx von bekannten Kritikern ein, die seit Jahrzehnten Publikationen in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« vorstellen. Wie in den beiden anschließend ebenfalls abgedruckten Artikeln liebt Joanna Russ die Bloßstellung der Autoren mittels Zitaten. Als wenn sie die Dummheit oder Naivität der Schriftsteller ans Licht der Öffentlichkeit ziehen will. Diese Vorgehensweise betrifft in den hier gesammelten Sparten bekannte Schriftsteller wie Kate Wilhelm oder Poul Anderson, dem sie unterschiedliche Schriftstellerpersönlichkeiten unterstellt. John Boyd spricht sie jegliche schriftstellerischen Fähigkeiten ab und sein Verlag sollte sich schämen, ein solches Machwerk veröffentlicht zu haben.

Sie verehrt James Blish, Harlan Ellison und Samuel R. Delany. Ihre Kritik ist beißend, entlarvend, aber abschließend durch die Fokussierung auf die einzelne Geschichte auch wieder versöhnlich. Joanna Russ greift niemals den Menschen direkt an, sondern weist auf noch vorhandene literarische Schwächen hin und ist



optimistisch, dass er/sie sich nur verbessern kann und wird. Diese Vorgehensweise ist für eine Autorin, die ebenfalls im Genre tätig ist, natürlich ein Ritt auf der Rasierklinge, aber mit aller Routine einer Professorin und dem Charme einer Frau (auch wenn sich Joanna Russ wahrscheinlich ob dieser Bemerkung im Grabe umdreht) macht sie aus ihren Verrissen leistungswerte zeitlose Traktate.

Im ersten der beiden sekundär literarischen Artikel ist die Nachbemerkung gleichzeitig eine Art Schlüssel. Frustriert angesichts des schematischen Denkens ihrer Studenten hat sich Joanna Russ in ihrem Essay über Tagtraumliteratur am Beispiel von Lindsays »Reise zum Arkturus« ein wenig den Frust von der Seele geschrieben. Auf der einen Seite definiert Joanna Russ einzelne Grundbegriffe inklusive exotischer, aber passender Namen, damit ihre Art von Science-Fiction und damit Tagtraumliteratur überhaupt funktionieren kann. Viele Bücher scheitern an ihrer schematischen Darstellung von Alltäglichem, als über den Tellerrand zu schauen und zu experimentieren. Die Gedanken sind zu verkopft und der Traum, das Spiel mit der (eigenen) Fantasie, findet zu wenig im kommerziellen Buchbetrieb statt. Kritik an den eigenen Studenten ist angesichts fehlender Erfahrung der Leser mit Joanna Russ Unterrichtsstil schwierig, aber sie scheint ein weiblicher Mister Keating zu sein, deren »Club der toten Dichter« nicht unter der Erde, sondern zwischen den Sternen beheimatet ist.

In ihrem ersten Essay kritisiert Joanna Russ die fehlende wissenschaftliche Kompetenz bei der von ihr als Tagtraumlitera-

tur bezeichneten Science-Fiction. In der Fantasy ist sie großzügiger, auch wenn Tolkien als Professor für Literatur hinsichtlich einiger sprachlicher Mängel einiges mitbekommt. Science-Fiction-Autoren sollten zumindest den wissenschaftlichen Teil der Tageszeitung lesen können, sonst wären sie im Genre falsch. Im zweiten Essay spricht sie davon, dass es viele Frauenbilder in der Science-Fiction gibt, aber nur wenige Frauen. Die Bemerkung Frauen bezieht sich weniger auf weibliche Autoren, deren verstärkte Präsenz Joanna Russ Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre wohlwollend aufgenommen hat, sondern auf das Bild der Frauen. Nicht selten wird der amerikanische weiße Vorstadtmittelstand mit seinem konservativen Bild von Wohnen, Leben, Familie und vor allem Kindern/Kindererziehung in die Zukunft übertragen, ohne dass sich jemand Gedanken über neue Lebenskonzepte macht. Auch progressive Autoren wie Samuel R. Delany setzen sich mit Ideen sexueller »Gemeinschaften« auseinander, aber wenn es um Kinder geht, dann herrscht auch da eine konservative Haltung vor.

Während Joanna Russ in ihrer Auseinandersetzung mit der Tagtraumliteratur und dem zu konservativen Denken zumindest ihre Kritikpunkte extrapoliert und positive Beispiele zitiert, kann sie in dem zweiten Essay keine Alternativen präsentieren. Auch in ihren frühen Werken finden sich keine wirklich neuen Ideen zu familiären Gemeinschaften der Zukunft. Zumindest entlarvt Joanna Russ viele angeblich sozial progressive Arbeiten ihrer Kollegen als Fassade. Positiv stellt sie die Satiren Frederik Pohls heraus, der eine voll-

kommen durchschnittliche Frau in »Zeit der Katzenpfoten« als perfekte Produkttesterin für die amerikanische Mittelschicht ins Zentrum seiner Geschichte stellen musste.

Joanna Russ erweist sich nicht einmal bei diesem ihr am Herzen liegenden Thema als ausgesprochene wie aggressive Feministin. Sie will einfach ein wenig mehr Fantasie in den Werken ihrer weiblichen und männlichen Kollegen vorfinden, die gigantische imaginäre Welten bauen, aber nicht über das Frauenbild einer sich um die Kinder sorgenden Mutter hinaus planen können.

Beide Essays sind weniger aggressiv, weniger entlarvend als die hier gesammelten Buchkritiken aus der Zeit ihrer »Alyx«-Geschichten. Damit soll nicht gesagt werden, dass Joanna Russ plötzlich milde geworden ist. Pointiert, intelligent und mittels zahlreicher Zitate auch direkt zeigt sie ihr umfassendes literarisches Science-Fiction-Wissen, auch wenn sie an zwei Stellen zugeben muss, dass sie nur noch den Inhalt der Texte, aber weder Verfasser noch Titel oder Publikation benennen kann. Aber die Texte waren ihr zu wichtig, als dass sie nicht auf eine vielleicht unwissenschaftliche Art und Weise präsentiert werden könnten.

Lesenswert sind beide Essays. Sie geben einen sehr guten, belebten wie informativen Einblick in Joanna Russ' Erwartungen an die Literaturgattung, die sie von ganzem Herzen seit langen Jahren liebt.

Die Literaturprofessorin und Autorin einer ausführlichen Biografie Jeanne Cortial begleitet diese dreibändige Werkausgabe mit einem ausführlichen, thematisch

den einzelnen Bänden zugeordneten Nachwort. Sie geht auf die Bedeutung der »Alyx«-Geschichten im Gesamtwerk ein, ordnet die beigegefügteten Kolumnen Joanna Russ' Ansichten dieser Ära zu. Joanna Russ hat mehr als dreizehn Jahre für »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« geschrieben und den ganzen New Wave rezensionstechnisch begleitet. Die beiden Essays zeigen – wie erwähnt – Joanna Russ' Vorgehensweise. Nicht nur gentechnisch, sondern wie eine fast verzweifelte klingende Fußnote der Profession Joanna Russ an die Autorin Joanna Russ zeigt, auch im Hinblick auf ihre Studentin.

»In fernen Gefilden« als erster Band der Werkausgabe mit den wirklich vollständigen »Alyx«-Geschichten – die letzte aus den Siebzigerjahren stammende literarische Abschlussstory fehlt in den amerikanischen Sammelbänden – ist ein weiterer Meilenstein im Carcosa-Programm. Die überarbeiteten Übersetzungen geben Joanna Russ' ironischen Unterton perfekt wieder und die Zeichnung der Protagonistin Alyx entschädigt für einige mechanische Plotverläufe vor allem in »Picknick auf Paradies«.

(Thomas Harbach)

